



Dreißigster Jahrgang.

21.

Donnerstag, am 21. Mai 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Lebenswege.

Eine Zeit-Novelle von Minna Bauer.

Romano erhob das Glas:

„Nun,“ rief er voll Begeisterung, „nun, meine Freunde, Treue bis in den Tod!“

Ludwig und Johannes standen auf und die Gläser klangen: „Ja, Treue bis in den Tod!“ riefen auch sie mit blickenden Augen.

„Wir trennen uns jetzt,“ fuhr Romano wehmüthig fort, „aber wir wollen nicht von einander scheiden. Lasset uns, wie bisher, Vertrauen um Vertrauen tauschen. Lasset uns keinen Schritt ohne Wissen der Anderen thun. Freundschaft und Vertrauen sind die mächtigsten Stützen unserer Kraft, mit ihnen brechen nicht selten alle Schutzgötter des Menschen zusammen, lasset sie uns schätzen und erhalten, sorgfamer als unser Herz in der Brust.“

„Se nun, das wäre auch eben nicht all zu sorgsam,“ lachte der immer heitere Ludwig, „mein

Herz ist alle Augenblicke einmal auf der Wanderschaft.“

„Wissen das,“ lächelte Romano und Johannes schüttelte den Kopf:

„Kannst Du denn nimmer ernst sein, selbst in dieser trüben Stunde nicht?“

„Selbst in dieser trüben Stunde nicht!“ lachte Ludwig. „Eben nicht! Macht Ihr nicht Gesichter, süß, wehmüthig = schmerzlich wie Heidenbefehrer? O psui! psui! ich schäme mich Eurer!“

Romano fuhr empor mit zornfunkelndem Auge; aber Johannes weiche, kalte Hand faßte die seine, der Blick seines großen braunen Auges grub sich tief in des Freundes Seele, seine sanfte Stimme sprach: „Ruhe!“ und Romano setzte sich still wieder nieder.

„Ja, ich schäme mich Eurer,“ fuhr Ludwig ohne sich stören zu lassen fort. „Sind wir Weiber? Nein, wir sind Männer, noch dazu zwei von uns sind angestellte Männer, Du, Bruder Johannes, und ich, Ludwig von Olmershausen. Jener, unser hoffnungsvoller Besuv, wird vielleicht auch bald eine Anstellung bekommen, an irgend

eine Gefängnißwand, wenn er so fortfährt, seinem Geiste die Zügel schießen zu lassen. Nun, also Herr Romano bleibt hier in der Hauptstadt, die- weil er Schriftsteller ist und in der Werkstatt der Zeit sitzen muß, ihr auf die Hände zu sehen und ihre Arbeit zu recensiren. Unser Gottesgelahrter und Hirt geht zu den Schafen seiner Christkatho- lischen Gemeinde, während ich als Jurist und wohlbestallter Assessor die Rechte der ganzen an Ungerechtigkeitsbeschwerden leidenden Menschheit verkämpfe. Was ist nun zu flennen? Was wir erstrebt und weshalb wir uns viele Jahre lang mit Collegien hören und Studiren abkasteit ha- ben, es ist erreicht, nun lasset uns das Leben ge- nießen, das heißt, laßt es uns so angenehm und bequem wie möglich machen!"

"Philister, der Du bist!" rief Romano. "Denkst Du nicht auch schon daran, Dein sorgenschweres Haupt in den Schooß einer strickenden, stopfen- den, plattenden und waschenden Hausfrau nieder- zulegen?"

"Allerdings, daran hab' ich bereits sehr stark gedacht!" entgegnete Ludwig ernsthaft. "Die Frage ist nur die, woher in diesen Zeiten der Emanci- pation eine Solche nehmen?"

"D!" fuhr Romano heftig auf, "wolltet Ihr doch die Emancipation nicht immer verspotten! Aber weil sowohl Weiber wie Männer sie miß- verstehen, so wird sie verspottenswerth. Ein im eigentlichsten und edelsten Sinne des Wortes eman- cipirtes Weib kann nur den Mann beglücken, des- sen Gattin sie wird."

"Laßt uns nicht so weit vom eigentlichen Zweck unserer Unterhaltung abkommen!" bat Johannes und Ludwig setzte lachend hinzu:

"Mache dem armen Priester den Mund nicht wässerig! Für solchen armen Halbmenschen ist es schon eine Sünde, an das Weib zu denken."

"So ist es um so unzarter von Dir," fiel ihm Romano in's Wort, dem das schmerzliche Zucken in Johannes' Antlitz nicht entgangen war, "daß Du über seine Zurücksetzung an den Genüssen der Menschheit spottest."

"D, laß ihn," sprach Johannes sanft. "Seine Worte kränken mich nicht. Ich habe diesen Stand erwählt, weil ich den festen Willen in mir trug, der Menschheit mit all meinen Kräften beizustehen.

Ich habe auch die Arzneikunde studirt, um den Leidenden nicht allein ein Seelenarzt zu sein, son- dern ihnen auch bei Körperleiden Linderung ver- schaffen zu können. Ich will mein sehr bedeuten- des Vermögen, das bei meinen geringen Bedürf- nissen nur ein todter Schatz sein würde, zum Wohle meiner Mitmenschen verwenden; sind dies nicht Freuden, sind dies nicht Segnungen, die auf mich warten, über welchen man das eigene Wohl- behagen vergessen kann? Was bin ich, was ist mein Glück, mein Leben im Vergleich zu dem Glück und Heil von Tausenden meiner Brüder? Bin ich nicht reich gesegnet, nicht hoch beglückt, da es mir vom Himmel gewährt wurde, einer ganzen Gemeinde das Licht des Geistes entzünden zu dürfen? Was bedarf ich eines anderen Glückes?"

"Nur lasse dies Licht nicht all zu hell leuch- ten," sagte Ludwig satyrisch lachend, "man möchte Dich sonst alsbald unter einen Scheffel stellen."

"Ich hege dergleichen Befürchtungen nicht," entgegnete Johannes ruhig. "Die Oberpriester dürfen den Altar des Lichts so nicht besudeln. Wär' es aber dennoch, es schreckt mich nicht. Ich gehe auf der Straße des Lichtes vorwärts. Wir glauben All' an einen Gott. Ich erkenne keine Religion, ich erkenne nur einen Glauben an."

"Möchten Deinem schönen Glauben, Deinem reinen Leben nie die bitteren Schmerzen bevorste- hen, die mein Herz und meine Seele bei jedem Blick auf die Welt zerreißen," sprach Romano seufzend. Johannes lächelte resignirt:

"Wo gab es ein Leben, frei von diesen Kämpfen und Schmerzen? Das ist kein Leben, das ist ein Vegetiren. Leben heißt kämpfen, ringen, streben! Darum wollen wir uns auch die Hände reichen in diesen Kämpfen, über jede Ferne hin, wir wol- len durch das Vertrauen der geheimsten Gedan- ken und Empfindungen unser Herz erleichtern und selbst vor dem Geständnisse unserer Schuld und Schwäche nicht zurückbeben. Ein Jeder von uns richtet seiner Briefe zwei an die anderen Beiden und erhält, obwohl er doppelt berichten und beich- ten muß, auch doppelten Trost und Rath."

"Auch doppelte Liebe," sagte Ludwig kläglich und Romano rief lachend:

"Ihm juckt der Buckel schon aus Vorgefühl!"

"Wir wollen's gnädig mit Dir machen," sagte

Johannes lächelnd. „Man darf einem Ordensohn nicht den Atlas auf die Schulter legen.“

„Nein, ich würde etwas schief davon werden. Aber lieben Freunde, der Morgen graut und ich habe um sieben Uhr meinen Reisewagen bestellt; brechen wir auf!“

Alle Drei erhoben sich. Romano warf sich mit hochwallender Brust in Johannes Arme. Er konnte vor Schmerz nicht sprechen. Johannes preßte seine Lippen auf des Freundes Stirn und sprach mit fester aber sanfter Stimme: „Fassung!“

„Johannes!“ rief Romano, jenen fest umschlingend, „Johannes, Du bist mir Alles! Vergiß, verlaß mich nicht!“

„Nie, Romano, nie!“ entgegnete Johannes mit einem leisen Beben der Stimme.

Ludwig stand, obgleich nicht ohne Behmuth, dennoch mit einem erstaunten Lächeln über eine solche Exaltation und Weichlichkeit, wie er es innerlich nannte, neben Beiden und gab einen stummen Zuschauer ab. Endlich, da es ihm zu lange währte, rief er: „Nun, gebt mir die Hände und lebt wohl, ich muß fort! Seid Ihr nicht rechte Narren? Gebährdet Euch, als ob eine Ewigkeit zwischen uns träte, uns zu trennen! Jetzt, jetzt, bei Schnellpost und Eisenbahn, was darf man da noch Trennung nennen? Lebt wohl! Wer zuerst Merkwürdiges erlebt, berichtet zuerst!“

„Nicht doch, nicht doch!“ sagte Romano. „Einer muß des Anderen Herz und Seele wie sein Tagebuch betrachten, darin er jeden Gedanken niederlegt und jede kleine Anregung von außen her. So nur können wir ganz in einander verwachsen und auf ewig vereint sein.“

„Das scheint mir langweilig zu werden, indesß wie Ihr wollt!“

Die Freunde umarmten sich noch einmal innig und gingen dann stumm aus einander, zwei von ihnen trugen ein tiefes, bitteres Trennungswel in der Brust.

Ludwig an die Freunde.

Endlich bin ich in Ordnung, habe meine Bequemlichkeit und kann mich in meinem Warschauer, die schönste türkische Pfeife im Munde (sie ist ein

Geschenk des Registrator Lüders, welches er mir am zweiten Tage meiner Ankunft hier machte. Ich weiß nicht, wie er dazu kommt, da wir uns nur erst ganz flüchtig hatten kennen gelernt.) also mit dieser schönen Pfeife im Munde, meinen Kaffee neben mir, warf ich mich in den Fauteuil, um Euch meine lieben Tagebücher zu berichtigen oder zu berichten. Ich muß Euch nur gleich von vorn herein eingestehen, daß es mir hier in Trantran gar nicht gefällt. Ich weiß nicht, die Menschen, denen ich doch durch meinen Beruf zugewiesen bin, sind so unfreundlich gegen mich, alle sammt und sonders, vom Geheimrath bis zum jüngsten Auskultator. Der Registrator Lüders ist der einzige Mensch, der sich meiner freundlich angenommen hat, und darum und auch, weil er mir doch die Pfeife geschenkt hat, muß ich schon ein Auge zudrücken über die ungeheure Unordnung, welche in seiner Registratur herrscht. Aber seht nur selber, ist es nicht eine verteuflte Geschichte, einem Menschen feindlich entgegen zu treten, der einem vom ersten Augenblicke an nichts als Liebes und Gutes erwiesen hat? Ich weiß nicht, ich habe das nie gekonnt. Also sagt' ich auch dem Lüders nur ganz freundlich, er möge doch nach und nach ein Bißchen mehr Ordnung in seine Registratur zu bringen suchen. Er war hierüber nicht wenig erstaunt und meinte, mein Vorgänger, der jetzige Herr Justizcommissarius, habe nie darüber geklagt, auch habe vor meiner Ankunft eine bedeutende Aufräumung stattgefunden. Nun, ich schwieg dann und dachte: all zu scharf macht schartig, ich kann am Ende wohl zu viel verlangen. Er ist seit der Zeit noch viel freundlicher als sonst. Aber die anderen Herren werden immer mürrischer, obgleich ich mit einer für mein Phlegma beispiellosen Anstrengung arbeite. Diese Unfreundlichkeit nimmt mich um so mehr Wunder, da man in den ersten Tagen sich fast um mich zerriß. Kaum hatt' ich meine Visiten vom Präsidenten bis zum Schreiber herunter abgemacht, so ging es an ein fetiren, das gar kein Ende nehmen wollte, Dejeuners, Diners, Thee-dansants u. s. w. Auch der Geheimrath Stillwen gab einen großen Ball. Da hab' ich mich am allerbesten amüsirt. Er hat eine himmlische, kleine Nichte; sie soll zwar arm sein, wie mir Lüders am anderen

Tage sagte, das ist sehr schade, denn sie ist, was man sagt, herzbrechend hübsch. Ein Paar Augen wie schwarze Sterne, ach und Händchen und Füßchen und eine Figur, nein, sie ist zu hübsch. Ich tanzte fast die ganze Nacht mit ihr. Nur einige Mal mußte ich aus Artigkeit mit der Tochter des Geheimraths tanzen. Die ist freilich reich, aber sie hat einen starken Ahtzehner und ist furchtbar kokett. Hübsch mag sie wohl 'mal gewesen sein, als sie noch im Flügelleide in die Mädchenschule ging. Jetzt haben Leiden oder Leidenschaften ihre Schönheit zerwühlt und selbst das viele aufgelegte Roth und Weiß vermag die leserlichen Schriftzüge der Zeit nicht zu verdecken. Dabei ist sie wild und kindisch wie ein zehnjähriger Knabe und ihr drittes Wort „wir jungen Mädchen“. Sie war mir recht unerträglich. Nichts ist widerlicher, als diese naiv sein sollende Ungezogenheit und Aufdringlichkeit solcher Mädchen, die es fühlen, daß sie an dem Markstein ihrer Jugend und Schönheit stehen, die es unerträglich finden, eine alte Jungfer zu heißen, und nun an ihre Angel, woran sie irgend eine dumme Blöde zu fangen ausgehn, ein so ekeles Gewürm binden, daß wirklich nur ein ganz dummer Fisch oder eine Blindschleiche anbeißen kann. Sie war ganz ungemein freundlich gegen mich, ich mußte mich sogar einmal mit ihr in ein Nebenkabinet zurückziehen, das Geräusch im Ballsaale griff sie zu sehr an, und sie wollte meiner „geistreichen Unterhaltung sich gern erfreuen“, wie sie sich auszudrücken beliebte. Ich that mein Möglichstes, sie zu unterhalten, aber meine Unterhaltung muß ihr doch nicht genügt haben, denn sie wurde sehr verstimmt und verlangte endlich gähnend in den Saal zurück, weil sie sonst einschlafe. Nun, ich that mit Freuden, was sie verlangte, kehrte mit stillem Jubel zu der reizenden Cölestine zurück und bekümmerte mich nicht weiter um Fräulein Eugenie. Da der Geheimrath so außerordentlich freundlich am Ballabende gegen mich gewesen war, so mußte es mich um so mehr befremden, ihn am anderen Tage sehr kühl und übellaunig zu finden. Als ich auf die Ausfertigung mehrerer höchst wichtiger Papiere drang, wurde er sehr ungeduldig und verwies mich zur Ruhe. Ich ließ mich jedoch dadurch nicht schrecken und sprach darüber, wie un-

recht es sei, Dinge, an denen das Wohl und Wehe eines Menschen hänge, so unnütz zu verzögern. Erst sah er mich ganz erstaunt auf diese Worte an, dann lachte er verächtlich und sagte: „Sie sind ein Narr!“ Ich konnte vor Aerger darüber kein Wort hervorbringen und setzte mich wüthend, aber schweigend, auf meinen Platz. Er brümmte etwas in den Bart, wie: „Himmelstürmer“ und „Weltverbesserer“. — Aber ich gehe meinen Weg. Wo ich kann, will ich diese fürchterliche Unordnung, diesen Schlendrian, diese Bestechlichkeit, diese Wort- und Buchstabenklauberei, diese Habgier auf Kosten des armen Volkes aufdecken und zu Schanden machen. Pfui! Pfui! Pfui über uns! Schmach, Schmach über unser Haupt, daß wir uns mästen von den Schweißtropfen des Volkes, daß wir Bücher treiben mit dem Recht! Jahre lang schweben Prozesse, die ein Monat hinreichend wäre zu entscheiden. Menschen kommen an den Bettelstab durch uns, die sich vertrauensvoll an uns wandten, ihnen eine kleine Summe zu retten. Wir retten ihnen vielleicht diese Summe, aber Gerichtskosten verschlingen das Zehnfache und der elend Gewordene verflucht uns. — Eine furchtbare Gleichgültigkeit herrscht bei den heiligsten und wichtigsten Dingen. Ich sah in diesen Tagen einen meiner Collegen einem Manne den Eid abnehmen. Er hatte sich dabei mit dem Rücken an die Wand gelehnt, vor sich einen übergelehnten Stuhl, auf dem er das eine Knie wiegte, in der Rechten hielt er das Buch, aus welchem er den Eid verlas, in der Linken ein Buttermilchbrod, von welchem er sich beide Backen vollgepfropft hatte, und mit diesem kauenden Munde las er, wie Ihr wohl denken könnt, höchst unverständlich, während er mit dem Stuhle fortwährend wippte, dem Klienten den Eid vor, so, daß dieser ihn mehrere Male um Wiederholung seiner Worte bitten mußte. — Das ist hier die Behandlung eines Eides, dessen Mißachtung und Verfälschung mit Pranger und Zuchthaus bestraft wird. Eine Sache, deren Nichtachtung man bestrafen will, muß man aber auch nicht zuvor selber mit Verachtung behandeln. Niemand kann ein Gut achten, das er uns hat vorher beschimpfen sehen. — So, meine lieben Freunde, sind hier alle Zweige des Rechts beschaffen, und

ich zweifle schon jetzt, daß ich viel werde thun können, diese Zweige, an denen jeder Theilhabende seine Lumpen zum Trocknen und Erwärmen aufgehängt hat, wieder von ihrer schwachvollen Belastung zu befreien. Jeder greift nach den besten Früchten dieses Baumes, jeder mästet sich, wie das Schwein mit den goldenen Früchten der Eiche, mit den kräftigen Gaben des Baumes der Gerechtigkeit. Die allein, für die er gepflanzt wurde, die Kinder des Volkes, sie erhalten nicht allein nichts von diesen Früchten, sondern sie müssen auch noch im Schweiß ihres Angesichts Nahrung für ihn herbeischleppen. — Genug davon! Ich bin nie so reflectiv gewesen, wie jetzt, nie so unzufrieden. Das ist mir eine unbequeme Stimmung; ich wollte, es würde bald besser. Wie oft denk ich jetzt an Willmers, Ihr kennt ihn, der von der Universität wegen toller Streiche relegirt wurde und nachher durch Connerion eine Portierstelle bei dem Fürsten M. erhielt. Ich beneide ihn. Er hat sich die Ausgeberin des Hauses geheirathet. Der Kerl führt ein Leben wie im Himmel, läßt den ganzen Tag die Pfeife nicht ausgehen, sitzt in seinem Lehnstuhl, raucht, schläft, isst und liest zur Veränderung ein Büchlein, braucht für nichts zu sorgen, Alles fließt ihm aus dem Haushalt des Fürsten zu, hat 'ne hübsche Frau, kurz Alles, was ein vernünftiges Menschenkind nur wünschen kann. Ach, wär' ich kein Adliger, wahrhaftig, ich könnte mich voll Wonne in eine solche Portierstelle hineinbegeben! — Viel besser geht es mir jedoch schon, seit mir Lüders die beiden Zimmer von seiner Wohnung abgetreten und seine Frau (ein allerliebste kleines Weibchen) meine Pflege und Wartung übernommen hat. Bequemer kann's ein Großsultan nicht haben, sie stecken mir fast das Essen in den Mund. Dafür halt' ich ihr manchmal das Garn, lese ihr vor oder schäufere mit ihr. Freilich ist mir auf einer Seite das nicht ganz lieb, daß der Geheimrath eine Treppe tiefer in diesem Hause wohnt, auf der anderen Seite aber kann ich doch auch öfter die reizende Celestine sehen. Aber wäre auch das nicht, Bequemlichkeit ist Alles und dünkt mir so manches Opfers werth. — Indessen weiß ich nichts mehr hinzuzufügen und schließe hier. Noch Eins, Romano, bald hät' ich's vergessen, schicke mir doch

recht bald einige Pfund Tabak von meinem Varinas und eine Kiste Cigarren. Sei so gut! Es wäre schaudererregend, wenn mir Beides hier ausgeinge, eh' ich neuen Vorrath aus der Residenz hätte. Guer

Ludwig von Olmerhausen.

Johannes an die Freunde.

Bevor ich von mir selber zu sprechen beginne, zu Dir, mein lieber Ludwig, diese Worte. Du hast eine schwere Aufgabe erhalten, da Du in Verhältnisse eintrittst, die so sehr durch Nachlässigkeit, Habgier und Gleichgültigkeit in Unordnung gerathen sind; aber Du thust Unrecht, schon mit geschwächtem Muth an die Entwirrung dieses Knotens zu gehen. Mit heiterer Ruhe, mit reiflicher Ueberlegung muß man ein solches Werk beginnen, nicht aber mit dem Gedanken, daß alle Müh' und Arbeit vergeblich sein werde, sich einmal mit Gewalt auf das Ungeheuer stürzen, und wenn es dann nicht erliegt, ermatten. O nein, mein Freund, dies ist die Art nicht, eine solche Sache anzufassen. Immer vorwärts, ruhig, ohne Aufenthalt muß man seine Straße gehen, mit den scharfen Waffen des Muthes und der Kraft dem Ungeheuer entgegentreten, wo es uns naht, und es aus unserer Nähe verjagen, wenn wir es ganz zu tödten die Kraft, Mittel oder die Macht nicht haben. Ganz kannst Du es freilich nicht vernichten, Deine Stellung ist hierzu eine zu sehr untergeordnete, aber Du kannst es aus Deiner Nähe verschrecken, kannst die furchtbaren Mißbräuche vernichten, wenn sie Dir in Deinem Territorium entgegentreten. Und Du wirst es gewiß, obwohl Du einen üblen Anfang mit Lüders gemacht hast. Merke Dir, Ludwig, man muß nie Geschenke oder Gefälligkeiten von irgend wen annehmen, wenn man sich nach diesen nicht mehr stark genug weiß, dem Beschenkenden als Vorgesetzter entgegen zu treten. Auch konnte Dir das Geschenk des Lüders wohl schon deutlich zeigen, daß es eine Bestechung sein sollte, da es Dir gemacht wurde, als man Dich noch gar nicht kannte, Dich also aus Liebe oder Anhänglichkeit nicht damit erfreute. Zudem, Lieber, gewöhne Dir das viele Rauchen

ab, es ist eine so gedankenlose Beschäftigung; dieser ewige, das Haupt umwirbelnde Rauch umwölkt die Gedanken, hüllt den Geist in eine Nebelatmosphäre und vergönnt ihm zuletzt keinen klaren Durchblick mehr. Man wird lässig, phlegmatisch und bequem, also untüchtig zu allen Werken der höheren und höchsten Pflichten. Wir aber dürfen nicht bequem sein, Arbeit ist unser Loos, Arbeit vom Morgen bis in die Nacht. Das „im Schweiß Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen“ paßte so sehr auf keine Zeit, als auf die unsere. Wenn war eine Zeit so furchtbar zerissen in ihrem Innern, so zerstört, so übereinander geworfen, so zerfahren in all' ihren Verhältnissen, als die, in der wir leben? Wohl keine je. Die Zeit der Reformation mag ihr in kirchlicher Hinsicht gleichen, die der französischen Revolution in staatlicher, aber wo vereinte eine Zeit all' diese Wirren so in sich wie diese? Darum schrie auch noch keine so gewaltig zu allen Geistern um Rettung, darum waren noch in keiner Zeit die Geister so zur Arbeit berufen und verpflichtet wie jetzt. Wehe denen, die in träger Ruhe dem Glende zusehen! Wehe denen, die den Pfund ihres Geistes nicht dazu benutzen, um für das Volk damit zu wuchern. Jedem, dem ein höher gebildeter Geist wurde, hat auch mit dieser Gabe schon seinen Theil an der allgemeinen Arbeit erhalten. Wir sollen, ein Jeder von dem Punkte aus, wo er steht, auf die Bildung und Erleuchtung des Volkes wirken und ihm zu seinen Rechten verhelfen wo oder wie ihm dieselben geschmälert werden. Das ist kein Spielwerk, sondern vielmehr eine schwere, das ganze Leben mit all' seiner Kraft und Zeit einnehmende Arbeit, und ich halte Dein Beneiden des Willmer's daher billig nur für einen Scherz, weil ich weiß, daß Du den verachten würdest wie ich, der seinen Geist dem Körper zu Liebe schlafen ließe, damit dieser nicht in seiner faulen Ruhe gestört werde. — Die Erwähnung oder Rücksicht auf Deinen Adel bei diesem Wunsche, lieber Ludwig, halt' ich gleichfalls nur für einen Scherz. Lieber Freund, die Zeit ist nahe, wo es keinen Adel als den des Geistes mehr geben wird, die Zeit ist nahe, wo der Adel Gott danken mag, wenn das Volk ihn in seine Bruderschaft mit aufnehmen will, wenn es dulden

will, daß diese Jahrhunderte lang auf seine (des Volkes) Kosten bevorzugte Kaste in gleiche Theile gehe mit seinen neu erkämpften Rechten. Wo er Gott danken mag, wenn das Volk ihn zuläßt zu seinen Gewerken und zu seinen kleinsten Geschäften. Ja, diese Bevorrechtungen des Adels sind einer von den Krebschäden der Welt, die ihre Rechte und Ordnungen Jahrhunderte lang zerwühlt haben, und welche unsere Zeit berufen ist, mit all' ihren polypenhaften Wurzeln zu vernichten und herauszureißen. Uebe Dich darum und gewöhne Dich daran, ein Kind des Volkes zu sein und seine Rechte zu vertreten, daß Du es vergessen machst, welch' eine giftige Waffe Deine Voreltern in das Herzblut der seinen tauchte. —

Meine Freunde, daß ich kein Kinderspiel übernahm, als ich mein Amt hier antrat, daß wußte ich, daß es der Stall des Augas war, in den man mich hinein sandte, das wußte ich nicht. Dennoch, hätte ich's gewußt, nur um so freudiger, doppelt gestählt, mit der angespanntesten Kraft wäre ich an die schwere, alle Lebenskräfte aufbietende Arbeit gegangen. Ich trat mein Amt nur mit menschlicher Willensstärke an, so auch mit menschlicher Kraft. Aber, meine Freunde, ich kam in eine lichtlose Welt, ja recht in den Stall des Augas, wo die Excremente des Aberglaubens, der Unduldsamkeit, der finstersten Ögendienererei seit länger als zehn Jahrhunderten aufgehäuft liegen. Keine Hand wurde je daran gelegt, diesen Koth und Unflath zu entfernen, kein Geist entzündete hier einen Funken von Licht, daß sie ihre furchtbare Versunkenheit erblickten. O meine Freunde, als ich in diesen Abgrund blickte, da schwindelte mir vor Schmerz und ich währte einen Augenblick darin zu versinken. Doch der Allmächtige gab mir Kraft, ich stehe wieder aufrecht und fest in der Wissenschaft dessen, was ich nun zu thun habe. Frisch an die Herkulesarbeit! Durch Worte kann ich mich diesem Volke jetzt noch nicht verständigen, wie sollten sie die Sprache der Toleranz, Menschenliebe, der alleinigen Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit verstehen. Wie sollten sie es verstehen, wenn ich ihnen sagte: Jude, Heide, Protestant und Mohamedaner, sie Alle haben ein gleiches Recht an eure Bruderschaft, an eure Hülfe, eure Unterstützung. Sie

würden mich für wahnsinnig, für einen Gottverächter oder Freigeist halten und würden mich vielleicht in ihrem blinden Fanatismus zum Opfer eines modernen Auto da se machen. Und was gewönnen sie? Sie hätten ihren Arzt getödtet, das wilde Fieber fräße fort und fort sich satt in ihren Verstandeskräften und sie sanken immer mehr zum Vieh herab. Ja, ich bin ein Freigeist, und so es Gottes Wille ist (und er ist es und wird es ewig sein!), so will ich sie Alle, Alle mit mir zu freien Geistern machen. O, dies Wort erfand im Schooße der Dummheit ein kluger, satyrischer Kopf, die Stumpfsheit sprach es ihm nach und verhöhnte sich selber mit dem eigenen Munde. Dies ist das neunzehnte Jahrhundert; überall ringt der Geist sich mit Riesenkräften, mit Titanengewalt empor, auf einer Seite strahlt blendendes, gewaltiges Licht, und auf der anderen ist's dunkle, formlose Nacht. Das neunzehnte Jahrhundert, und man heilt seine Gebrechen oder glaubt sie zu heilen durch die Berührung eines todten Steines, durch das Beisichtragen eines Splitters vom Kreuz oder einem Lumpen vom Kleide Christi. Aber nicht dies allein. Sie hassen, verfolgen, verspotten, bekämpfen jeden freier Glaubenden, das Schwert des Brudermörders tragen sie gegen einander im Herzen, denn Brudermord ist das Töden der Bruderliebe. Herr im Himmel, ich vergaß einen Augenblick, daß diese meine Brüder sind, vergaß, daß nicht sie, daß nur ihre Seelsorger das furchtbare Verbrechen dieser gräuelvollen Finsterniß auf sich geladen und verabscheute sie in ihren Handlungen. Das ging vorüber und ich bemitleide sie, die Armen, die Ausgeschlossenen vom Lichte des freien Geistes, und mein ist das Amt, es ihnen zu entzünden. Ich darf nicht, wie Prometheus, dies Licht dem Himmel entwenden, er wird es selbst in meine Seele strömen, daß sie es ausgieße über die Armen, allen Lichts Beraubten. Dies sind nicht allein Katholiken, o nein, meine Freunde, auch Protestanten giebt es hier, wie überall, die befangen sind in Irrglauben, Intoleranz und Bruderhaß. Für sie Alle fühl' ich mich berufen zu wachen und zu sorgen. Ihnen Allen wohlzuthun ohne Unterschied, halte ich für meine heiligste Menschenpflicht. Ich habe bereits begonnen. Eine Schule und ein Krankenhaus habe ich in seinen

größten Umrissen angelegt. Einige freisinnige Menschen unterstützen mich hierin mit Rath und That. Beide Institute sind den Anhängern eines jeden Glaubens offen. Freisinnige, kluge und gebildete Leute sollen ihnen vorstehen. Die Herbeischaffung solcher macht mir freilich unendliche Mühe, denn hier sind kaum vier oder fünf Personen, wie ich sie brauche, zu finden. Wenn Ihr daher, meine lieben Freunde, Menschen findet, die Ihr für meine Zwecke fähig glaubt, die Posten als Lehrer, Lehrerinnen, Ärzte, Wärter oder Wärterinnen im eigentlichen Sinne des Wortes vorzustehen, so sendet sie mir und sehet es nicht darauf an, daß mir vielleicht, um Geld zu ersparen, tüchtige Leute verloren gehen.

Ich lernte den zerdrückten Geist hier bald in allen Ständen kennen. Die Prediger beider Parteien stehen sich schroff gegenüber, greifen sich von den Kanzeln herunter mit fanatischer Wuth an und reichen sich doch unter der Decke dieses Hasses, sich selber unbewußt, die Hände in dem Zwecke: das Volk in Dummheit und Stumpfsheit zu erhalten. Eben so wie die Priester, so haßt und verfolgt sich das Volk mit allerlei Schabernack und Steinen des Anstoßes. Die Protestanten feiern ihre geräuschvollsten, schwelgerischsten Feste, singen ihre weltlichsten Lieder (um nicht Uergeres zu sagen) an den Fasttagen der Katholiken, sie besudeln die Heiligenbilder und schreiben Spottverse darunter. Die Katholiken dagegen beschmieren die Häuser Jener mit Karrikaturen und Spottgedichten, machen Lärmen und Unfug in den Kirchen der Protestanten und was der ekle Dingen ferner sind. Die vornehmen Katholiken und Protestanten leben, mit wenigen Ausnahmen (auf welche ich sogleich zurückkommen werde), streng von einander gesondert, und sind in ihren gegenseitigen Anfeindungen eben so beharrlich und kaum delikater als die niedere Klasse.

Beim Protestantenprediger Gottwalt, einem klaren, geläuterten Manne, einem recht reingläubigen, freien Geiste, finde ich öfter eine kleine Versammlung lieber, erleuchteter Menschen. Seine Frau ist eine von denen, wie sich meine Seele so gern unsere heiligen Weiber denkt. Mit einem klaren Geiste, einer unendlichen Liebe zu ihrem Gatten und darum willig zu allem Guten, Schö-

nen und Edlen, darum demüthig, sanft, gehorsam, treu. Sie ist eine Vierzigerin; hübsch war sie wohl nie, aber interessant wird sie immer sein. Ein Engelstöchlein von fünfzehn Jahren ist ihr einziges Kind. Einige vornehme Katholiken und Protestanten fand ich dort, meistens Gelehrte und Künstler. Unter Letzteren, denkt Euch, meine Freunde, Bloomberg und seine Gattin, meine Sophia. Bloomberg hat seine alte Tante beerbt und lebt nun hier in ihrem Hause mit Sophien, die ihn noch und die er noch heut eben so zärtlich liebt als vor zehn Jahren, da er die siebzehnjährige Jungfrau zum Altar führte. Ach, sie führen ein Paradiesesleben! Was giebt es Göttlicheres, als an der Seite eines liebenden, geliebten, hohen, herrlichen Weibes die Gebilde seines und ihres Geistes in's Leben zu zaubern? — Ich mußte vergessen, daß sie einst mein war, oder mußte doch mich daran erinnern, daß ich selber sie befreite von diesem Bande, um sie an Bloomberg's Seite glücklich, statt an der meinen elend zu wissen. Daran mußte ich denken, um nicht zusammen zu sinken unter der Last meines Schmerzes. Sie aber glaubt die Gluth des Jünglings in dem Manne längst verrauscht und begrüßte mich wie einen lieben Jugendgespielen. Auch Bloomberg kam mir mit seiner treuen, offenen, edlen Seele ganz unverhüllt entgegen, und es macht mich froh, daß ich ihn lieben kann. Gott der Herr schütze Beider Glück und Frieden. Sie Beide und die Predigerfamilie unterstützen mit Rath, That und Hülfe meine Plane. Die beiden Männer haben sich erboten, die Aufsicht im Krankenhause wie in der Schule zu übernehmen, Gottwalt will im Sprach- und Geschichtsunterricht und Bloomberg im Zeichen- und Schreibunterricht dem Lehrersache vorstehen, den Religionsunterricht, oder viel besser zu sagen: die Glaubenslehre, leite ich selbst. Die Predigerin wird im Krankenhause die Oberaufsicht übernehmen, ebenso in der Mädchenschule, wo Sophia und Anna, das Predigerkind, auch mit unterrichten werden, und im Krankenhause die Freundin und Mutter unterstützen. Sie alle Drei nähen Decken, Hemden, Sacken, stricken Strümpfe zu diesem Zwecke mit einem Eifer, der sie zu Engeln macht.

Ich habe viel, sehr viel zu schaffen, zu for-

gen und zu denken, ich bin so recht in Thätigkeit, wie es meinem Geiste durchaus nöthig ist; ich habe Menschen gefunden, die mich verstehen, oder doch meine Gedanken, meine Meinungen und Ansichten. Aber, mein Romano, für mein Herz, für meiner Seele innerste Tiefen, in die Du wie ein Bergmann hinab stiegst, wie ein Taucher, und das Verborgenste heraus zu holen wußtest, für sie fehlst Du mir ewig. Nur Dichterherz versteht das Dichterherz. Wie Coreggio rief: „Auch ich bin ein Maler!“ so sprach ich: „Auch ich bin ein Dichter“. Lessing sagt: Raphael wäre auch ohne Hände ein großer Maler geworden, warum sollte man nicht ein Dichter sein können, ohne Verse je gemacht zu haben? Die Fähigkeit liegt ja nicht in der Ausführung, sie liegt ja vielmehr nur in dem Ausführentkönnen. Ja, auch ich bin ein Dichter! So lange ich denken kann, habe ich gedichtet für die Menschen, meine Brüder. O, welche Tugenden dichtete ihnen der engelgläubige Knabe an, ohne zu bedenken, daß sie nur Menschen waren wie ich und eben so schwach und unvollkommen wie ich. Aber die Enttäuschung folgt der Schwärmerei auf dem Fuße. Ich lernte die Menschen als Menschen kennen, mit all' ihren Fehlern, Schwächen und Mängeln. Einen Augenblick scheuchte mich diese Erkenntniß aus meinem Paradiese, ach, aus diesem Paradiese wohl für immer, aber meinem Dichterherzen öffnete sich eine neue Heimath. Ja, ich fühlte es, die Menschen waren nur Menschen, keine Engel, aber um so mehr bedurften sie ja meiner Liebe, um so mehr durfte ich ihnen ja mein ganzes Leben, all' meine Kräfte, all' meine Gedanken weihen. Und ich habe es gethan, ich werde es thun, so lange ich lebe. Bin ich nicht ein Dichter? Fort und fort arbeitet mein Geist an dem großen Gedichte, das die Menschen veredeln, beglücken und frei machen soll. O Romano, Du hast mich darin so treu unterstützt, wir haben gemeinsam gedacht, gerungen und gestrebt, wir haben gemeinsam gelitten und uns gefreut, wir haben, indem wir für einander und in einander lebten, nur für die Menschen gelebt. Wenn auch Dein Feuergeist oft unruhig wird und der Humor Deinem Herzen über den Kopf wächst, daß Du die Menschen verachtest und verspottest, so kehrt doch dies schöne Herz

gar bald in seine heiligen Rechte zurück, und Du bist Romano wieder, mein Romano, mein Dichter, mein Freund. — Lebt wohl! Ich kann nicht bei Euch sein, das dünkt mir in diesem Augenblicke ein großes Leid. So will ich denn auch diesen Brief schließen und nicht an meiner Wunde reißen. Eine große und fast hätte ich gesagt allgemeine Ursache, daß ein Mensch von seinem Schmerze nicht geneset, ist die, weil er die kaum vernarbte Wunde durch absichtliche Erinnerung und absichtliche Thränen wieder aufreißt. So wollen wir's nicht machen! Wir wollen stark sein und an die Arbeit gehn, damit wir uns vergessen lernen! Lebet wohl!

Romano an Johannes.

Ja, Johannes, Du bist ein großer Dichter! Du hast einen Kinderglauben, ein Kindesherz, ein Kindesauge. Du siehst mit solchen Augen die Menschen, die Welt und all' ihre Zustände. Ja, Du bist ein Dichter! Du hast von dem Baume der Erkenntniß nur genascht, nicht Dich satt gegessen bis zur Indigestion, wie ich. — Die Bibel ist wie die Mythologie, all' ihre Darstellungen sollen wir bildlich verstehen. So ist das Paradies mir nichts als die Einfalt, in welcher die beiden ersten Menschen lebten. Sie hielten Alles um sich her für gut und schön, und wie sie eben war, so war die Welt ihnen recht und sie verlangten nichts weiter. Nun aber kam die Schlange, das war wahrscheinlich ein sechstausend Jahre zu früh geborener Kritiker, die zischelte ihnen in die Ohren: es sei doch nicht Alles wie es sein müsse, dies und das und jenes könne besser sein. Herr Adam sei ein jeder Mensch, daß er weiter nichts thue als küssen, tändeln, essen und schlafen; Frau Eva aber würde auch besser aussehen, wenn sie ein Kleid trüge und frisiert wäre, wenn sie Klavier spielte, sänge und französisch spräche. Auch sei es doch nicht gut, so allein zu leben, man müsse gebildete Gesellschaft um sich sehen, und dazu bedürfe es wieder eines schöneren, glänzenderen Establishments, als solcher Weinlaube oder Felsenhöhle, Kronleuchter, Silberzeug, schöne Meublen. „Ja und Kleider, Puffsachen, Wäsche und Nippes?“

sagte seufzend Frau Eva; psutsch, weg war die Zufriedenheit! Das war der Ausstoß aus dem Paradies. Frau Eva fand ihren Gemahl dumm, phlegmatisch und unerträglich ungefällig, daß er ihr nicht all' die schönen Sachen verschaffen wollte, die ihr die Schlange vorgespiegelt hatte. Herr Adam merkte dagegen bald, daß die Schlange eigentlich ein Junker sei und daß seine Frau Gemahlin mit diesem kokettire und die dem Gemahl von Gottes und Rechts wegen zukommende Liebe und Treue versäume; das war der Apfel der Erkenntniß, den die beiden bisher glücklichen Gatten theilten und aßen. Vrr! das war ein saurer Apfel! Und als sie ihn verschlungen, da bemerkten sie erst, daß sie auch das Paradies mit in den Magen bekommen hatten. Um sich zu zerstreuen, fingen sie nun an zu arbeiten, sich zu kleiden, sich unter einander zu bekriegen, zu heirathen und todt zu schlagen, denn dies Alles ist noch viel tausendmal besser, als unzufrieden sein und Langeweile haben. — Siehst Du, Schatz, so ging die Geschichte zu. Du kannst's mir auf's Wort glauben, ich weiß es ganz genau, denn ich will Dir's nur gestehen, ich war die Schlange und machte der Frau Eva die Cour. Darum sagte ich ihr auch, sie müsse sich schöne Kleider oder doch Kleider anschaffen, das ist so eine Schwachheit von mir, denn ich liebe noch heut nach sechstausend Jahren die sittengekleideten Weiber mehr, wie die, welche uns immer nur darum für Götter halten, damit sie im Kostüm der Bajadere vor uns erscheinen können. — Ja, Johannes, Du bist ein großer Dichter, Du dachtest mir aus Freundschaft Tugenden an, die ich nicht besitze, Du hältst mich für ein großes Licht, während ich mir wie ein angezündeter Fidißus erscheine. Seit Du fort bist, fühl' ich mich kleiner als je. Du warst meine Stütze, Du warst der Fels, an dem ich mich emporranke und der mir Kraft gab, auch im Sturme nicht zu erbeben. Jetzt? Ach, ich fühle mich so losgerissen, so stablos, schwankend vor jedem Lusthauch. Aber schilt nicht! Ich werde mich wieder aufrichten, ich werde es an Deinem Geiste; meine Arme werden den Felsen wieder umfassen und ich werde stark sein! Mein Johannes, schilt mich nicht schwach und kindisch. Ein Dichter ist eben anders, wie ein anderer vernünftiger Mensch. Ich

kann nicht vernünftig sein. Ich hätte nicht können Kaufmann werden und Tag und Nacht mit Zahlen und Zählen umgehen, ich könnte nicht Jemandem schön thun, um meines Vortheils Willen, ich könnte nicht um Geld eine Frau nehmen, kurz ich könnte das Alles nicht, was vernünftige Leute thun. Es ist in mir ein unwiderstehlicher Hang, immer das zu thun, was die Menschen verspotten und mitleidig belächeln. „Es muß auch solche Käuze geben!“ damit die vernünftigen Leute doch etwas zu bespötteln, zu persifliren und zu verhöhnen haben, und es macht mir den größten Spaß, wenn sie so recht verwundert sind über meine Unvernunft. Mein Leben hier in der großen Gesellschaft macht diese Lust immer größer in mir. Wenn ich diese Großen sehe, wie klein, wie erbärmlich sie sind, wenn ich sehe, wie sie einander mit schmeichlerischen Reden, mit den süßesten Mienen von der Welt entgegen kommen, wie sie sich gegenseitig das Gesicht streicheln und den Rücken begeistern, wie sie vor einem hohlen Topfe den Hut ziehen, weil ihm der Unsinn einen Stern anmalte, und dem Verdienst auf die Füße treten, weil es kein Band im Knopfloche trägt. Wenn ich sehe und höre, wie sie mit den wichtigsten Mienen stundenlang über die wichtigsten Dinge sprechen; wenn ich sehe, wie das Licht immer theurer wird und der Zucker nur noch bezahlbar für die Reichen und Hohen; wenn ich sie schwelgen sehe in Sammet, Seide und leckeren Speisen und den fleißigen Arbeiter hungern und frieren, dann möchte ich ihnen die Kleider vom Leibe, den Bissen vom Munde reißen und es der Armuth geben, sich zu kleiden und zu speisen. Wenn ich die Bühne versinken sehe in Schutt und Asche, wenn ich diesen ausgebrannten Stern sehe, dessen Schnuppe mit reißender Schnelle in Sumpf und Moder fährt; wenn ich dies Institut sehe, das eine Bildungsschule des Volkes sein soll, und nichts ist, als ein Aushängeplag für flittergoldne Lumpen oder ein Wandelplatz für vorsündfluthliche Gespenster; wenn ich es zu einer Tenne gemacht sehe, wo nur leeres Stroh mit widerlichem Geklapper gedroschen wird; wenn ich die Mittelmäßigkeit sehe, wie sie sich mästet mit den besten Früchten der Zeit; ja, wenn ich das Rad dieser Zeit sehe, wie es hinabstürzt in den bodenlosen

Abgrund der Nacht, und keine Hand zu dem Hemmschuh greift, es aufzuhalten, o dann, dann möchte ich mich ihm in den Weg werfen und es zermalmend über mich dahinfahren lassen! Denn was hilft es, daß sie mit den feinen weichen Händchen darnach fassen, es zurückzuhalten? Ein Ruck, die Hände schmerzen, sie lassen wimmernd los! O, was hilft das? Wenn wir nicht Alle wie ein Mann aufstehen und ihm den eisernen Hemmschuh des festen Willens, der männlichen Kraft anlegen! Was soll der Einzelne schreien, jammern, fluchen, schlagen? Das Ungeheuer hat ein so dickes, filziges Fell, die Streiche des Einzelnen fühlt es nicht, und weil wir nicht einig sind, nicht kräftig zum Handeln, so sind wir verloren! O Himmel! warum hab' ich dir dein Licht entwandt, und wähnte thöricht, es der seelenlosen Maschine, Mensch genannt, einhauchen zu können? Wehe, welch' ein Geier nagt nun an meinem Herzen! Der Schmerz betäubt meine Sinne! Das Ungeheuer wühlt in meinem Leben, und die, für die ich leide, verspotten mich! O Johannes, könntest Du in diesem Augenblicke Deine Hand auf mein Herz legen, daß es ruhig würde! Mein Kopf rast, mein Herz schlägt wild! Leb wohl, Geliebter! Gott sei mit Dir! Dein

Romano.

Johannes an Romano.

Es schmerzt mich, mein Romano, Dich in Deinem Briefe in einer so hoffnungs- und trostlosen Stimmung zu finden, auch Deine fieberhafte Aufregung thut meinem Herzen, das Dich liebt, sehr weh. Ich wollte, ich könnte bei Dir sein, denn Dir fehlt ein Mensch, der Dich durch seine Liebe vor diesen Fieberanfällen behütet. Du bist eines jener Wesen, auf deren heißer Stirn immer die Hand der Liebe und Freundschaft mit magnetischer, Ruhe bringender Kraft liegen muß, damit die Gluth des wilden Fiebers, das ihr Inneres durchwühlt, nicht überhand nehme und Kopf und Herz verglühen. Ich wünschte, Romano, Du sändest ein edles Weib, dem Dein Herz in Liebe sich anschlügen, sich hingeben könnte! Du lächelst, aber ich spreche im Ernst. Der Freundschaft zu einem Weibe Dich allein ergeben zu können, bist

Du zu glühend; das zu können, ist Ruhe noth, und dennoch fühl' ich mit Gewißheit, daß nur ein Weib es vermag, auf jede unserer Wunden einen lindernden Balsam zu träufeln und sie zu heilen, wenn sie zu heilen sind; Du schüttelst das Haupt und urtheilst den Gefühlen nach, die Du hattest, wenn Du den Damen Curer sogenannten seinen Welt den Hof machtest. Nein, Romano, so meinte ich's nicht. Jene Damen, die Du umflattertest, verstanden das Weib nicht, sie hatten keine Seele, oder wenn sie eine hatten, so verbargen sie sie vor Dir, weil Du sie umflattertest. Jene konnten Dir keinen Trost in's Herz gießen, konnten keinen Sitzig der Ruhe über Deine Seele breiten, sie konnten nicht geben, was sie selbst nicht hatten. Such' Dir ein Weib mit einer Seele, such' Dir ein Weib, wie es der Schöpfer dachte, da er es schuf: einfach, demüthig, sanft, klar in Geist, Herz und Seele. Und wenn Du sie gefunden, und sie liebt Dich, Du liebst sie, dann komme zu mir und sprich: „Johannes, Dein treues Bild ist in den Hintergrund meiner Seele getreten, ein anderes füllt diese Räume aus, Du bist mein treuer, theurer Freund; mein Alles ist sie!“ und ich werde freudig „Amen!“ über Deine Liebe rufen. — Mehr als je fühle ich die Wohlthätigkeit weiblichen Umgangs. Sophie und die Gottwalt lehren mich dies Gefühl immer inniger kennen. Da hängt kein Wölkchen von der Größe einer Thräne an meinem Inneren, sie sehen, sie fühlen und zertheilen es mit dem milden Sonnenlächeln ihrer Seele. Die Weichheit der Berührung einer weiblichen Hand ist uns eben so erquickend, wie ihnen die kräftige Stütze einer männlichen wohlthunend und stärkend ist für Geist und Herz. Ich wünsche Dir Anna für Dein Herz. Zwar ist sie noch ein Kind, aber welches? So recht ein Kind aus dem Herzen Gottes! Sie würde ihren himmlischen Frieden über Dich ausgießen, daß Du ruhig wärest. Alles in ihr ist Ruhe, Friede, freudige Verklärung.

Du schreibst mir nicht, wie es mit Deinen schriftstellerischen Angelegenheiten steht, ob Du Hoffnung hast, Dein Trauerspiel dort auf die Bühne zu bringen, ob Deine Gedichte schon im Druck erschienen oder ob sie nicht durchgehen; wie es mit Deiner Idee, ein Tageblatt herauszugeben,

steht? Dies Alles wünscht' ich sehnlich zu erfahren. Auch ob Du fleißig arbeitest, denn Romano, nur in fortwährender Thätigkeit nach Außen hin kann Dein Geist bestehen und kräftig bleiben, in Unthätigkeit oder ungenügt zu außer Dir liegenden Zwecken, muß er an seinen eigenen Flammen verglühen. Schreibe mir, ob und was Du arbeitest, was Du zu thun, zu unternehmen denkst. — Muß ich Dich dazu erst auffordern? Das ist nicht recht! Wer ist Dir näher als ich? Deine Verwandten selbst nicht, denn sie verstehen Dich nicht. Das Blut macht nicht verwandt, Geist und Seele allein machen uns zu Verwandten. Schreibe mir bald! Heiter, ruhig, kräftig! — Auch Ludwig schreibt nicht, sollte ihm Unangenehmes begegnet sein? Ich muß mich um Euch kümmern und ängstigen und habe selber so viel Unangenehmes.

Dieser fanatische Pöbel hier haßt mich wegen meines Umgangs mit den Protestanten und läßt es an Chikanen aller Art nicht fehlen; auch Berweise von Oben herab habe ich schon erhalten, daß ich gemischte Ehen nicht allein dulde, sondern sie sogar selbst einsegne, daß ich freundschaftlichen Umgang mit den Protestanten pflege, besonders daß ich mit „Kegerweibern“, die darauf auszugehen pflegen, das Herz und die Sinne eines keuschen Priesters zu berücken, daß ich mich ihnen so ungeschweht annähere und mich ihrer sogar zur Hülfe bei wohlthätigen Zwecken bediene. Auch diese will man als wohlthätig nicht anerkennen, weil die Keger, Juden und Heiden nicht darin ausgeschlossen sind von den Kindern der heiligen Mutterkirche. Zuletzt erfolgt ein langer Sermon über meine freien Gesinnungen, welche eine strafbare Gleichgültigkeit gegen unsere Religion genannt werden. Lieber Romano, ich gestehe Dir, der Zorn überwallte mich bei diesen Vorwürfen des blinden Fanatismus. Doch suchte ich mich zu fassen und antwortete milder als ich gesollt hätte. Was konnte aber meinen Zwecken eine Fehde mit meinen Vorgesetzten nützen? Sie konnte ihnen nur schaden. So also presste ich den glühenden Strom schneidender Waffen, der meine Seele durchwühlte, hinab, und sagte ihnen nur in den mildesten Ausdrücken, daß ich die heilige Mutterkirche durch meine Handlungen nie zu schän-

den fürchten dürfe, daß meine Ueberzeugungen die reinsten und edelsten seien und daß ich gegen dieselben zu handeln mich nie entschließen würde. Was die beiden so schändlich verläumdeten Frauen betrifft, so habe ich sie vielleicht mit einem der Dummheit und dem Vorurtheil allzuseurigem Eifer vertheidigt. Ihre Verunglimpfung hat mich am bittersten geschmerzt.

Nun lebe wohl, mein Freund. Denke nicht, daß ich bebe, ich bin jetzt auf Alles gefaßt, was von dorthen mich berühren kann, und sie sollen keinen heiligen Strohmann aus mir machen; sie sollen in meiner Nähe dem Glauben keine Gewalt anthun, indem sie ihn in die engen Schranken ihres religiösen Detailhandels einzwängen wollen. Bange nicht um mich, Romano, ich beiße mich durch! Feste Zähne, mein Freund, feste Zähne, das ist das beste Mittel in dieser Zeit. Feste Zähne und eine gewaltige Ruhe, mit der man ohne Wanken vorwärts schreitet. Beides gab mir der Himmel. Keine Schwärmerei, sie gilt nicht in dieser januarfalten Zeit. Ihr Dichter und Schriftsteller schwärmt noch viel zu viel. Kalt müßt Ihr werden, furchtbar kalt, und so, mit eiserner Ruhe, bei jedem Schritte dem Mißbrauche, dem Despotismus, der brutalen Gewalt, der Speichelleckerei, der Mittelmäßigkeit und Böswilligkeit auf die Hühneraugen treten.

Schreibe mir bald und schicke diesen Brief an Ludwig. Ich habe keine Zeit, doppelte Briefe zu schreiben. Sag' ihm, es sei schlecht, daß er nicht an seine Freunde denke, er soll schreiben, bald. Du sei heiter, ruhig und stark. Du sollst nicht verzagen; ich fühl's, wir sehen uns einst wieder, wir umfassen uns einst, um uns nicht mehr zu lassen. Lebe wohl! Gedenke, um Dich seiner Liebe zu freuen, nicht um seiner Entfernung wegen zu leiden, Deines

Johannes.

Romano an Johannes.

Verzeihe, ich antworte nur, was Du fragst; ich bin jetzt nicht gemacht, lange Briefe zu schreiben. Ich kann Dir auch nicht sagen, wie mich Deine Unannehmlichkeiten schmerzen, ich habe jetzt gar keine Worte für keines meiner Gefühle. Daß

mich's schmerzt, wenn Du leidest, das weißt Du, erlaß mir unnütze Worte. Ich hasse mich, daß ich habe sprechen, schreiben, denken gelernt! — Mein Trauerspiel wird nicht angenommen, weil einer der Hofschrangen einmal die Achseln darüber gezuckt und es nicht verstanden hat, daß sind vollwichtige Gründe zur Zurückweisung. — Meine Gedichte sind auf dem Wege nach J. verloren gegangen. Weißt Du, wo sie geblieben sind? Nicht? Nun, so komm, ich will's Dir sagen, aber leise, in's Ohr: — — — —. Siehst Du! Du glaubst es nicht? O glaub' es! Es giebt in der Welt nichts Unmögliches mehr, seit ihr Herz von Stein und ihr Gewissen von Gummi-Elasticum ist. Zum Tageblatt ist mir die Concession versagt worden. So stehen meine schriftstellerischen Angelegenheiten. Ich arbeite nicht mehr! Ich stütze den Kopf in die Hände und zerbreche und zergrüble ihn mir, bis mir vor Sinnen und Denken Sinne und Gedanken vergehen. Dann ist mir wohl! Das Herz liegt in meiner Brust einer glühenden Erzkuugel gleich, die Alles an ihrer Gluth verzehrt, was sie berührt. —

Deine Mahnung zur Liebe kam zu spät, mein Junge! Sie war bereits mit zerstörender Gewalt in mein Leben getreten, bevor ich Deinen Brief erhielt. Ich liebe! Ja, staune mich an! Ich habe nie geliebt! Dies eine Weib, dies eine trägt die Erde nur für mich, und dies Weib verachtet mich, denn ich bin — ein Jude! Begreiffst Du das? Herr im Himmel! Ich kann nichts mehr denken als das! Ich fühl' es, ich würde unfähig sein, einer anderen Religion beizutreten, wenn sie mich nicht auch überzeugen könnte, daß ich dadurch dem großen Geiste näher rückte. Und das kann keine jetzt. Die protestantische war in ihrer Anlage dazu geeignet, es zu können, doch ist sie durch drei Jahrhunderte so verstellt und zerissen, wie eine durch viele Mäuler gegangene Nachricht. Psui, psui, mir ekelt vor allen Religionen, und doch sind sie mir, da sie an manchen Stellen an den Glauben streifen, zu heilig, um ihren Ceremonieen zu spotten. Spott aber ist es, wenn man mit ernst gemeinten Dingen spielt. Speculation treiben mit der Religion ist scheußlich, und was wäre es anders als Speculation, was wäre ich besser als der, der um Geldvortheil

seine Religion ändert, wenn ich Christ würde aus Liebe zu einem Weibe? Dennoch schwanke ich; ich kann ja irren, ich bin nicht ruhig genug, rathe mir! Du bist ruhig und klar, mein Johannes, Du stehst über aller Religion, Du stehst im Glauben! Rathe mir! Soll ich Christ werden? Und wird sie dann wieder den Abtrünnigen lieben können? Sie ist ein klares Weib, ein hohes, herrliches, erleuchtetes Wesen. Du weißt, die Natur hat mitunter barocke Einfälle, und es sollte mich nicht wundern, wenn sie einmal aus dem Ei eines Krebses einen Giganten erstehen ließe. Ja, Cordelia ist so eine glänzende Fee und ihr Vater der rückwärts schreitende Krebs. Er ist Genitor, und mit dem Federschwerte geht er umher und mähet Gedanken, als seien es Distelköpfe, bestimmt zum Fraße für die Gsel der Zeit. Ja, sie ist ein erleuchtetes Weib, aber wird sie eben deshalb mich lieben können, wenn ich klein genug bin, meiner Liebe eine Ueberzeugung zu opfern? Und wieder, kann sie mich lieben, wenn ich ein Jude bin? O Gott, mein Kopf schwindelt! Sie soll, sie muß mich lieben. Ich will, ich darf, ich kann nie ein ander Recht an sie haben als das der Liebe, aber das muß ich haben, das will ich haben, und kostete es mich Leben, Glück und Seligkeit! Rathe mir! Bald, bald!

Romano.

Johannes an Romano.

Diese zerstörende Gluth war es, die ich immer fürchtete, wenn Dein Herz sich einmal der Liebe ergeben würde; es ließ sich bei der wilden Fessellosigkeit Deines Geistes und Temperaments nicht anders erwarten. Aber, Romano, ich fordere Dich auf, bei der Pflicht — nein, nein, nicht so! Ich bitte Dich, bei der Liebe zu mir, lege diesem wilden Geiste, diesem stürmischen Blute Zügel an, sei, wenn nicht ruhig, doch gefaßt und höre mich an! — Du nennst Deine Cordelia ein erleuchtetes Wesen, ein hohes, herrliches Weib, und zweifelst im gleichen Athem, daß sie Dich lieben könne, weil Du ein Jude bist. Wie vereinigt sich das? Eines von beiden ist eine Chimäre. Was hat die Liebe mit der Religion zu schaffen? Im Glauben ist die Liebe und der Glaube

ist in der Liebe, aber in den Religionen ist keine Liebe und kein Glaube, in ihnen ist nur die Form. Liebt sie Dich, so seid Ihr, wärst Du gleich ein Feueranbeter und sie eine Protestantin, doch eines Glaubens. Kann sie Dich lieben, so wird sie's, sei Du Jude, Heide oder Christ. Einem Weibe ist die wahre Liebe einzig der wahre Glaube; fragt sie nach Deiner Religion, so liebt sie Dich nicht. In der Liebe, in der höchsten, edelsten, wahrsten Liebe allein liegt das Geheimniß des einzig wahren Glaubens; nimm sie ganz in Dich auf, werde ganz ihr Eigen und Du bist der wahre Gläubige. Ist sie das, wofür Du sie hältst, ein erleuchtetes Weib, so kann sie Dich nicht verachten, weil Du ein Jude bist, aber sie wird es, wenn Du meinst, sie durch Verläugnung Deiner Ueberzeugung zu gewinnen. — Und abgesehen von Deiner Liebe, meinst Du Dich zu verbessern im Christenthum? Was hilft Dir beim Borurtheil, bei dem lächerlichen Ungethüm, das den Magen im Kopfe und die Beine an den Ohren trägt, was nützt Dir da die Taufe? „Ein getaufter Jude!“ so heißt Du für Deine Lebenszeit. Und was nützt sie Dir dem klugen, geistig-freien Menschen gegenüber? Sie schadet Dir, weil er daraus sieht, daß Du befangen im Geiste und nicht frei im Glauben bist. Und verläugnen, verläugnen kannst Du Deine Abkunft nicht. Die Natur hat mit allzuleserlicher Hand auf dem Antlitz dieser Nation ihren Heimathsbrief geschrieben. O, wollte ich mich doch nicht schämen, ein Jude zu sein! Wollte ich vielmehr stolz darauf sein, wenn uns Stolz erlaubt wäre bei den Zufälligkeiten der Geburt. Diese Nation ist eine irre, umhergetriebene, verfolgte, aber sie hat eine Entschädigung erhalten, die wir ihr ewig werden beneiden müssen: den Geist! Der große, gewaltige Weltgeist hat ein Glied seiner selbst von sich abgelöst und es auf diese kleine Nation vertheilt. Sie sind die Gesegneten des Herrn, denn der Segen liegt allein im Geiste. Umhergetrieben, geächtet und zergeißelt, vom Borurtheil und Philistertum begeistert, von seinen Henkern angespieen und gekreuzigt, ist der Geist dennoch der Messias der Welt. Wo er erscheint, ist Licht und Glanz, denn er trägt um die Stirne den Heiligenschein, der die düstere Erde erhellt. Er trägt in sich die

ewige Leuchte des Welttempels. Mögen sie blasen, mögen sie ihn kreuzigen seine Henker oder ihren Scheffel über die Leuchte decken, sie erlösch nicht, weil sie ewig ist wie der Weltgeist. Aber sie tragen den Fluch auf ihrem Haupte, daran erkenntlich, daß kein Strahl dieses Lichtes sie trifft, sondern öde, ewige Nacht ist um sie her und in ihrem Gehirn. Mit einem Schrei des Entsetzens schrillen die Strahlen ab von diesem chaotischen Dunkel des todten Meeres. — Glaube mir, Romano, ich sage wie Nathan von dem Wunderglauben, „und dies sich Gott um desto näher fühlen (in ein oder der anderen Religion) ist Unsinn oder Gotteslästerung!“ Ja, Gotteslästerung! Keine Religion bringt uns dem großen Geiste näher, als wir es ihm in der Fähigkeit unseres Geistes vom Hause aus sind. — Doch das darf ich Dir ja nicht sagen. Du weißt, Du fühlst das wie ich. Wie oft haben wir in den glücklichen Stunden unseres traulichen Beisammenseins darüber unsere Meinungen ausgetauscht, und jetzt verwirrt Dich allein die wilde Leidenschaftlichkeit Deiner Liebe. Lasse Dich nicht verwirren, Romano! Ich sage Dir: liegt die Fähigkeit, Dich zu lieben, in Cordellien, so wird sie Dich lieben und es bedarf der Compromittation Deines Geistes nicht. Solch ein Opfer kann nur einem beschränkten, dummen Weibe wohlgefällig sein, ein erleuchtetes muß den Mann verachten, der sich zum willenlosen Werkzeuge ihrer Meinungen macht oder ihr heilige Ueberzeugungen zum Opfer bringt. Hast Du je einen Schwächling dauernd und ewig geliebt gesehen? Nie, Romano, nie! Das wahre, echte Weib liebt nur den Mann treu, ewig und wahr, an dessen Geiste sie sich wie an einem Stabe emporrichten und ihre Seelenarme wie der Epheu um eine Ulme schlingen kann. Darum höre mein Wort, lieber Freund! Zeige nie dem Weibe, das Du liebst, die wilde Hestigkeit Deiner Leidenschaft. Immer, immer hast Du ein verlorenes Spiel. Du wirst sie entweder vollkommen erkälten, indem sie vor Deiner wilden Gluth zurückbebt oder es doch nur zu einer ruhigen, kühlen Gegenneigung bringen, da die Hestigkeit Deiner Liebe, die ihr die Gewißheit giebt, über alle Grenzen von Dir geliebt zu sein, sie nie zu einem höheren Emporringen der ihren

kommen läßt. Warum sahen wir nur zu oft die kältesten Menschen so heiß, so innig geliebt, und die glühendste Liebe so selten erwiedert, kaum geduldet? Es ist eine Eigenschaft des menschlichen Herzens, daß es das anzuziehen, zu erwärmen strebt, was ihm fern und kalt gegenüber steht. Sei nur jetzt fest, männlich, ruhig, und Du wirst ihr Herz gewinnen. Sie kann Dich nicht lieben, so bald Du Dich wegwirfst, in den Staub zu ihren Füßen. Je höher Du stehst, je stolzer, Kühner, erhabener, je mehr wirst Du ihr theuer sein. Zeige Dich ihrer Liebe würdig, und sie wird Dich lieben. Und glaube mir, weißt Du Dich geliebt, hegst Du die feste Ueberzeugung ihrer Liebe, so werden die wilden Wellen in Deinem Herzen sich legen, Du wirst nicht kalt sein, aber ruhig, heiter, still! „Still und bewegt!“ Das ist das rechte Wort für den Seelenzustand einer glücklichen Liebe. So wirst Du sein. Nur das Zweifeln und Bangen, nur das Zagen und Ringen um Liebe wirst diese schäumenden, brausenden Wogen auf. Das Nichtwissen, nicht Ueberzeugtsein von Gegenliebe allein, ist der Titan, der den Atlas der Schmerzen, Angst und Unruhe auf dem Herzen trägt, und dessen wilde Stoßseufzer dies verheerende Feuer hinauf jagen. Und nun sei still und gefaßt. Mache Dir keine kleinlichen Religionsscrupel, sie sind Deines Geistes unwürdig, mein Dichter. Sei ruhig und arbeite. Arbeit ist Gnade, Liebe ist Glaube, der jedes Uebel bannt. „Gnade löst den Fluch der Sünde, Liebe treibt den Teufel aus!“ sagt Arnim. Nicht der Minister, sondern der Dichter. Du lachst? Nun sieh, mein dummer Wig hat Dich lachen gemacht. So freue ich mich seiner. Lächle, mein Freund, lächle, arbeite und liebe. Schicke mir Deine Gedichte, aber schnell; ich kenne jemand, der nach 3. in vierzehn Tagen abreist, ich darf ihm vertrauen, er soll sie mitnehmen. Schicke mir Dein Trauerspiel, ich werde es bei mehreren Theatern anbringen, wo man auf das Achselzucken bornirter Höflinge nicht zu achten braucht. Du mußt Deine Zeitschrift in Monats- oder Vierteljahrsheften erscheinen lassen, dazu brauchst Du keine Concession. Sieh mich nun an, lächle und sei heiter, damit ich des bleichen, verstörten Bildes von Dir los werde, das mir Dein Brief erzeugt hat. Es quält mich und ich

bedarf der Ruhe, denn meine Angelegenheiten fangen an immer verwickelter zu werden. Ehe ich den Knoten des blinden Fanatismus zerhaue, möchte ich versuchen, ihn gütlich zu lösen, dazu aber bedarf es aller möglichen Ruhe und Fassung. Also sei heiter, daß ich ruhig um Dich sein kann. Wenn Dich der Glaube an meine Liebe und Freundschaft trösten kann, so sei von ihr aufs Festeste und Heiligste überzeugt und versichert, daß selbst der Tod nicht trennend zwischen uns treten wird.
Dein

Johannes.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Lied von der Zunge.

Frau Zunge saß nach Fürsten Art
Einst auf dem Herrscherthron,
Vom Hofstaat ihrer Zähne umschaart,
Sprach sie in stolzem Ton:

Ich bin fürwahr ein mächtig Ding,
Der Mund mein Königreich;
Drum achte Keiner mich gering,
Ja Helden bin ich gleich.

Leonidas mit seiner Macht
Lag vor Thermopylä:
Des Gurgelpasses dunkler Schacht
Ist's, wo ich Wache steh.

Zu gnädig ließ ich ein und aus
Der Worte freches Heer,
Bestehen will ich einen Strauß,
Nicht dulden will ich's mehr.

Die Worte standen vor dem Thor
Und hörten es mit an,
Daß man sich gegen sie verschwor,
Zu hemmen ihre Bahn.

Es schien den Reifgen Tyrannei,
War frei doch sonst der Weg;
Es schmeckte schier nach Polizei,
Nach Zoll am eignen Steg.

Vor Zorn ward manche Faust geballt
Und hin und her gefragt:
Wer gab der Zunge die Gewalt?
Der übermüth'gen Magd!

Da riß ein kühner Bursch sich los,
Zerschlug der Zähne Thor:
Ihm nach mit donnerndem Getos
Der Worte freier Chor.

A. Kokenmüller.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Köln im April.

In einem der letzten mir zu Gesicht gekommenen Blätter Ihrer Abendzeitung ist bei Gelegenheit einer Kritik über ein ins Deutsche übertragenes Werk des wackern H. Conscience eine aufrichtige Anerkennung des Strebens ausgesprochen, das nun schon seit einer Reihe von Jahren vorzugsweise die Blamänder entwickeln, sich mehr und mehr dem ihnen nach Abstammung, Sitte und Denkweise so innig verwandten deutschen Brudervolke anzuschließen, und die wohl als unnatürlich zu bezeichnenden Bande zu lösen, welche sie äußerlich in Sprache und Sitte mit dem ihnen sehr fern stehenden Frankreich zu verbinden bestimmt waren. Außerlich, sage ich, denn innerlich ist in dem Kerne dieses Volksstammes das germanische Bewußtsein zu tief gewurzelt, als daß eine Amalgamirung so leicht hätte gelingen können; seine Sympathien sind für Deutschland, mag auch politischer oder persönlicher Egoismus, oder die Koketterie einer fälschlich sogenannten höhern Bildung dieses Bewußtsein zu unterdrücken trachten, und dem Fremden huldigend sich dienstbar machen, ja in diesem Dienste so weit sich vergessen, selbst die angestammte treuherzig biedere Sprache und Sitte zu verleugnen und mit unbegreiflicher Verblendung seine innerste Eigenthümlichkeit hinzuopfern, um den Beifall der Fremden à tout prix zu erringen und zum Lohn dafür von ihnen — verschlungen zu werden!

Wo und auf welchem Gebiete menschlichen Strebens nun diese Einigung immer erzielt werden mag: wir dürfen ihm ohne Zweifel die aufmerksamste Beachtung, die vollste Würdigung nicht versagen. Denn dieses Entgegenkommen eines so ehrenwerthen Stammes for-

dert eine freundliche Gegenseitigkeit, und man kann es sich nicht verhehlen, daß eine solche bisher nur in den westlichen Gauen Deutschlands sich vorzugsweise klar ausgesprochen, während die Sympathien in den übrigen Regionen des Vaterlandes theils noch gar nicht erwacht, theils noch sehr geringe sind. Sie gestatten mir daher wohl, hier eines vielverheißenden jungen Stammes zu gedenken, den diese Wurzel getrieben, der in überraschend kurzer Zeit schöne Blüthen gezeitigt hat und reiche Frucht erhoffen läßt. Deutschlands Einheit offenbar sich ja vorzugsweise im Gesange, und nach allen bisherigen Erfahrungen ist gerade der Gesang eins der wirksamsten Mittel zur Förderung des Bewußtseins der Einheit, also auch zur segensreichen Verbindung bis dahin getrennter oder wenigstens geschiedener Elemente.

Es wird Ihnen nicht entgehen, daß ich demnach in dieser anspruchsfreien Mittheilung zunächst den „Vlaemisch-Duitsch Zangverbond“ — den vlämisch-deutschen Sängerbund — im Auge habe, der vor Kurzem erst sich constituirt hat und doch schon so weit erstarkt ist, daß er am 14. und 15. Juni d. J. hier in unserm altherwürdigen Köln sein erstes und großes Sängerfest zu feiern gedenkt.

Die großen Vocalconcurs, welche in den letzten Jahren in Gent und Brüssel stattfanden und an denen sich der hiesige „Männergesangverein“ so bedeutend betheiligte und den Preis errang, haben zunächst die Idee eines internationalen Sängerbundes in's Leben gerufen, zumal man schon längere Zeit hier mit dem Bestreben umging, auch am Nieder-Rheine, wo die allgemeinen Musikfeste in so großartiger Weise gepflegt worden, Männergesangsfeste zu begründen, wie sie Mittel- und Norddeutschland schon seit mehreren Jahren in so erfreulichem Gedeihen aufzuweisen hat. Die Begeisterung für die deutsche Sache ließ unter den vlämischen Vereinen die ersten Schritte zur Realisirung jener Idee hervortreten, und schon im Februar d. J. hatten sich acht größere Männergesangvereine Belgiens (die Gomberts-Gesangsgesellschaft zu Brüssel, die Scheldesöhne und die Teutonia zu Antwerpen, die Melomanen und der Orpheus zu Gent, die Philomèle und St. Gregorius-Sängergilde zu Löwen und der Gesangverein zu Synghem) für diesen Zweck vereinigt, den Generalsekretair im Ministerium des Auswärtigen zu Brüssel, Hrn. G. L' Serclais, als Ehrenpräsidenten des Sängerbundes, und außerdem die Herren D. Noret de Brouvere in Brüssel, Prudens van Duyse in Gent (auch der Mehrzahl Ihrer Leser wohl als ausgezeichnete Gelehrte Beide bekannt) und den Ministerialbeamten J. B. Peeters in Brüssel, zu Vorsitzenden erwählt, das Statut entworfen und die vorläufige dankenswerthe Zusage höherer Unterstützung und möglichster Förderung erlangt. Da erging nun an den hiesigen Männergesangverein die Aufforderung wie zur eigenen Theilnahme so zur Vermittelung der Ausbreitung des Sängerbundes auch über Deutschlands Gauen, und

je mehr unser trefflicher Verein das hohe Gewicht und das ehrenvolle Vertrauen zu würdigen wußte, das durch diese Aufforderung sich kund gab, für um so heiligere Pflicht erachtete er es auch, der ihm übertragenen Mission nach Kräften zu genügen. Das aus dem Vorstande und den Mitgliedern unsers Vereins erwählte Comité, an seiner Spitze der rühmlich bekannte Musikdirector Franz Weber, unterzog sich mit Eifer und Umsicht den nöthigen Einleitungen, und ihre Bemühungen wurden auf wahrhaft überraschende und erbebende Weise mit dem günstigsten Erfolge gekrönt.

Statutengemäß soll alljährlich von den vlämischen Vereinen ein großes Gesangfest in Brüssel, und außerdem von den Theilnehmern des ganzen Bundes noch ein solches abwechselnd in einer deutschen und belgischen Stadt abgehalten werden, und es ist der rastlosen Thätigkeit unsers Comité zuzuschreiben, daß — wie schon bemerkt — das erste dieser allgemeinen Gesangsfeste schon in den Tagen des 14. und 15. Juni hier in Köln gefeiert werden kann, während das zweite dieser Feste für das laufende Jahr in Brüssel zur Mitfeier der Septemberfeste anberaumt ist. Die geachteten Männer unserer Stadt, unter ihnen der Generallieutenant Graf Caniz, der Kammerherr Graf Fürstenberg-Stammheim, der Generallieutenant Baron von der Lunde, der Regierungschefpräsident von Raumer, der Oberbürgermeister Steinberger, der Regierungsbaurath Zwirner, Stadtrath Engels, die Präsidenten der hiesigen Dampfschiffahrts- und Eisenbahngesellschaften u. A. m., haben dem Festcomité mit anerkannter Bereitwilligkeit sich angeschlossen, die Staats- und Communalbehörden auf die liberalste Weise Schutz und Förderung zugesagt, und die städtische Verwaltung mit großer Freundlichkeit den weltberühmten „Gürzenich“ — diesen Riesensaal, der über viertausend Personen fassen kann — für das Fest zur Disposition gestellt, und es läßt sich nach allen diesen Antecedentien ein sehr günstiges und erfreuliches Resultat erwarten. Gleichzeitig haben auch die Directionen unsrer Dampfschiffahrt, wie die der rheinisch-belgischen, Bonn-Köln und Köln-Mindener Eisenbahn den betreffenden Sängern und Vereinen freie Fahrbeförderung zugesichert.

Die Feier des Festes würde vielleicht noch auf acht oder vierzehn Tage später hinausgeschoben worden sein, wenn nicht die große Kunstausstellung in unserm Gürzenich um jene Zeit begönne. Gleichzeitig wird nun auch so manchem der Theilnehmer am großen nieder-rheinischen Musikfest, das bekanntlich in diesem Jahre zu Aachen vom 31. Mai ab begangen wird, die Theilnahme an dem hiesigen Feste ermöglicht, und man darf wohl annehmen, daß auch die Eröffnung der Paris-Brüsseler Eisenbahn, die schon am 1. Mai stattfinden sollte, um der Beseitigung verschiedener Hindernisse willen aber um etwa vier Wochen verschoben

wurde, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Frequenz und den Glanz des hiesigen Festes äußern werde.

Die erste Versammlung der belgischen, dem Bunde angehörigen Vereine, denen sich außer den oben genannten noch eine Anzahl anderer angeschlossen, hatte am 22sten März in Mecheln statt, und dieselbe ward mit dem ausgezeichnet präcisen Vortrage einiger größeren Ensemblestücke eröffnet. Es ist beschlossen worden, den Sitz des Centralbureaus des Sängerbundes für Belgien nach Brüssel, für Deutschland nach unserm Köln zu verlegen, und Seitens des hiesigen Comité sind denn auch die Einladungen zur Theilnahme an dem Bunde überhaupt und dem diesjährigen Feste insbesondere an die sämtlichen deutschen Männergesangsvereine ergangen. Hoffentlich wird denselben recht zahlreich und freudig entsprochen werden.

Die festgebende Gesellschaft übernimmt jedesmal die Kosten, mit Ausschluß jedoch der Reisekosten der Theilnehmer, wie sich wohl von selbst versteht; und sonach erwächst aus Abhaltung des Festes dem Orte selbst durchaus keine Last, vielmehr durch den Zusammenfluß einer so großen Anzahl von Fremden (man glaubt hier in Köln schon bis jetzt auf mindestens 1000 Sänger, die von fern herkommenden Zuhörer gar nicht gerechnet, mit Bestimmtheit zählen zu dürfen) nur Vortheil, die Annehmlichkeiten des Festes selbst ganz unberücksichtigt gelassen. Man darf daher wohl mit Recht behaupten, daß das ganze Arrangement ein höchst zweckmäßiges, liberales und ermunterndes sei. Die etwaigen Ueberschüsse der Einnahme sollen statutengemäß zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet werden, und unser Verein hat diesmal vorgeschlagen, dieselben dem hiesigen Dombauvereine zuzuwenden — ein Vorschlag, der ziemlich allgemeinen Anklang zu finden verspricht.

Als Zweck des deutsch-vlämischen Sängerbundes ist in den Satzungen desselben ausgesprochen: „gute Musikstücke, hauptsächlich Chöre für Männerstimmen in hoch- und niederdeutscher Sprache bei größeren Sängerkfesten zur Ausführung zu bringen“, wobei jedoch Sologefang, Kirchenmusik und Tonwerke mit Orgel- oder Orchesterbegleitung (das ist etwas unklar gefaßt) oder Symphonieen nicht ausgeschlossen sind. Demgemäß sollen nun am ersten Tage des Festes diejenigen größeren Compositionen zur Aufführung kommen, bei welchen die deutschen und vlämischen Sänger gemeinsam wirken; unter ihnen befinden sich zwei neue,

eigens für das Fest verfaßte, größere Compositionen von D. Mendelssohn-Bartholdy und unserm Musikdirector Franz Weber, welche beiden Herren die musikalische Leitung bereitwillig übernommen haben (Mendelssohn wird wahrscheinlich gleich vom Aachener Musikfest, das er ebenfalls dirigirt, hierher kommen, wo man ihn sehr hoch schätzt, ohne ihn doch wie in Leipzig durch Weibrauchqualm fast zu ersticken); auch ist durch Erbauung einer neuen Orgel die Möglichkeit gegeben, die betreffenden Compositionen in ihrer ganzen Vollständigkeit zur Ausführung zu bringen. Am zweiten Tage des Festes werden die einzelnen Vereine, welche es wünschen, nach eigener Wahl Quartetten und Chöre vortragen, so weit die Zeit es gestattet, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Conkurs in vielfacher Beziehung interessant werden wird.

Der Tag nach dem Feste ist, wie sich darüber das Programm ausspricht, zu gefelligen Ausflügen in die Umgebung unserer Stadt bestimmt, namentlich zu einer Festfahrt auf dem Rheine mittelst Dampfbooten nach dem Siebengebirge, dem unstreitig schönsten Punkte des Niederrheins, und mittelst der Eisenbahn nach Brühl mit seinem schönen Park und dem prachtvollen königlichen Schlosse, wo im verflossenen Herbst, während der Anwesenheit der Königin von England, unser König Hoflager gehalten. Es ist ja hinlänglich bekannt, wie viel des Interessanten, Merkwürdigen und Sehenswerthen unsere altehrwürdige Metropole in ihrem Innern birgt, und so ist auch dadurch schon ohne allen Zweifel den Besuchern derselben, den Theilnehmern am Feste außer der Erhebung dieses letzteren selbst reicher Genuß verbürgt. Ja, die Herzlichkeit, Geselligkeit, Gemüthlichkeit der Kötner wird auch überdies gewiß Alles anbieten, den Fremden den hiesigen Aufenthalt so angenehm als möglich in jeder Beziehung zu machen und durch freundlich-biedere Aufnahme sie sich hier einheimen zu lassen.

Möge darum das schöne und vielfach bedeutsame Fest auch in Deutschlands Gauen frischen Anklang, lebendige Theilnahme finden, damit des internationalen Sängerbundes höhere Wirksamkeit zu vollkräftigem Gedeihen erstarke! Wenn es irgend thuntlich, erhalten Sie auch einen Bericht über die Feier des Festes selbst; wir sehen ihm Alle mit hoher Erwartung, mit inniger Freude entgegen. Bis dahin leben Sie wohl!

I.

Literatur und Kunst.

Jahrbuch für Musik, von B. Senff. 4 Bdch. Leipzig, Expedition der Signale. 1843—46.

Als wir in Nr. 11 d. Bl. uns veranlaßt fanden, unsere Leser auf die Vollendung der neuen Bearbeitung von Whistling's Handbuch der musikalischen Literatur aufmerksam zu machen, bemerkten wir gleichzeitig, daß dasselbe mit dem Anfange des Jahres 1844 abschliesse. Wenn nun auch der in selbem Verlage erscheinende „Monatsbericht“ als willkommene Fortsetzung jenes Werkes betrachtet werden darf und wohl dazu angeht, den Musikfreund in steter äußerer Bekanntheit mit den neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete zu erhalten, so liegt doch für den späteren Gebrauch zum Nachschlagen eine große Unbequemlichkeit darin, daß man stets, um eine Pièce aufzufinden, vielleicht die sämtlichen zwölf Monatshefte durchzublättern gezwungen sein würde. Hr. B. Senff, der wohlbekannte und geachtete Redacteur der „Signale für die musikalische Welt“, hat diesem Uebelstande durch das vorangezeigte Jahrbuch abzuheifen sich bemüht, das jetzt in vier Bändchen, die Jahre 1842—45 inclus. umfassend, uns vorliegt, in jedem die gesammten musikalischen Erscheinungen des betreffenden Jahres in einer systematischen Anordnung und alphabetischer Unterordnung mit genauer Verlags- und Preisangabe enthaltend, und demgemäß in seinen beiden letzten Jahrgängen einen vollständigen und zum Nachschlagen äußerst bequemen Nachtrag zu dem oben berührten großen Literaturwerke bildend. Vollständigkeit und Genauigkeit der Angaben haben wir, so weit uns eine Vergleichung möglich war, nirgend in erheblicher Weise vermißt, wenn auch hier und da einmal ein Paar kleine Unrichtigkeiten (vielleicht selbst nur Druckfehler?) uns vorgekommen sind. Sie waren zu unbedeutend, um sie besonders zu urgiren, oder die Brauchbarkeit des empfehlenswerthen Werkes irgendwie ernstlich beeinträchtigen zu können.

Textbuch zu beliebten Opern. 2 Bdch. Berlin, Sittenfeld. (Weit und Comp) 1845.

Ein sehr empfehlenswerthes Unternehmen, auf das wir alle Freunde der Oper aufmerksam machen. Es giebt nicht wenige, selbst unter den größeren Bühnen, welche keine Texte für die Zuhörer drucken lassen, obwohl die Aussprache der meisten Sängerinnen und Sänger keineswegs schon den Grad von Deutlichkeit erreicht hat, der dieselben zum Verständniß entbehrlich macht, ganz abgesehen von den Ensemble- und Chorsätzen, bei

denen klares und deutliches Verstehen zu den Unmöglichkeiten gehört. Wo aber gedruckte Operntexte ausgegeben werden, sind sie häufig ziemlich theuer, und wie leicht diese einzelnen Heftchen unbrauchbar werden oder verloren gehen, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke, eine Anzahl der bekanntesten und beliebtesten Operntexte, über deren Eigenthumsrecht an sich wohl ein begründeter Zweifel nicht erhoben werden kann, in einer bequemen, handlichen, sauberen Stereotypausgabe zu ediren, wodurch nicht nur eine sehr große Wohlthat, sondern auch der Vortheil erreicht wurde, daß ein recht derartiges Bändchen nicht so leicht verloren gehen wird, also immer aufs Neue wieder anzuwenden ist. In den beiden vorliegenden Bändchen werden dem Publikum die Texte von dreißig Opern geboten, so daß da jeder einzelne derselben nur auf einen Neugroschen zu stehen kommt. Es finden sich im ersten Bändchen: vier Opern von Gluck, sechs von Mozart, ferner von Beethoven, Weigl, Cimarosa, Winter, Mehul und Cherubini; im zweiten Bändchen vier der bekanntesten von Donizetti, eben so viel von Bellini, fünf von Rossini und eine von Boyeldieu (Johann von Paris). Zu wünschen wäre, daß bei den „Opern mit Dialog“ auch der letztere und nicht bloß die Gesangtexte abgedruckt wären; das Werkchen würde dadurch an Zweckmäßigkeit sehr gewonnen haben, ohne doch bedeutend stärker und dadurch theurer geworden zu sein. — Das als Fortsetzung gleich beim Erscheinen dieser Sammlung verheißene dritte Bändchen, das Texte von Opern zeitgenössischer Componisten enthalten soll, ist bisher noch nicht erschienen: es fragt sich freilich, ob es nicht in die Kategorie des Nachdrucks zu setzen, vorausgesetzt, daß der Verleger sich nicht mit den betreffenden Componisten (oder Dichtern) zu einigen versucht. Das muß erwartet werden. Bis dahin aber ist das Vorhandene sehr dankens- und empfehlenswerth.

Textbuch zu beliebten Oratorien. Eben- daselbst. 1845.

Wie die vorher angezeigte Sammlung für die Freunde der Oper, so dürfte die gegenwärtige den Freunden der religiösen Musik willkommen sein. Was wir oben gesagt, gilt, mit Modificationen freilich, auch hier, und Preis und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig. Der hier gebotenen Oratorien-Texte sind zwölf, nämlich fünf zu Handel'schen Compositionen (Alexander's Fest, Messias, Samson, Judas Makkobäus u. s. w.,

drei zu Haydn'schen (Schöpfung, Jahreszeiten, sieben Worte), ferner der zu Bach's großer Passion, Graun's Tod Jesu, Schneider's Weltgericht und Mendelssohn's Paulus. Außerdem bietet ein Anhang die Texte der größeren, usuellen katholischen Kirchenmusik, nämlich den der Messe, des Requiem, des Stabat mater, des Miserere, des Veni Creator, des Magnificat, des Te Deum und einige kleinere. Die Sammlung wird ebenfalls ihre Freunde finden. 18.

Hannoverscher Volkskalender für das Jahr 1846.

Unter den prosaischen Beiträgen dieses Volkskalenders verdienen in Hinsicht des literarischen Werthes höchstens folgende zwei: „Die Eisenbahnen von Rippenstadt“ und „Böhlmeiner Rath und Warnung für Auswanderungslustige nach Amerika, von D. Witte“ einige Erwähnung. Die Lyrik ist grausenerregend.

Deutsche Dichtungen des Mittelalters, in vollständigen Auszügen und Bearbeitungen von F. W. Gerthe. Dritter Band. Gisleben, 1846.

Dieser dritte Band enthält die in eine fastliche, populäre Prosa übertragenen „epischen Gedichte der nationalen Heldensage“, nebst gedrängten Literaturverzeichnissen und kurzen Inhaltsangaben. Dem Werke ist Theilnahme zu wünschen.

Ida. Für liebende Mütter. Von P. Scheitlin. St. Gallen, 1846. Mit einem Stahlstiche.

Der Verf. hat bereits durch seine beiden Jugendschriften „Agathon“ und „Agathe“ viele Herzen gewonnen, die von seiner freundlichen Lehrweise angezogen und erbaut worden sind. Was er dort für die erfahrenere Jugend gethan, thut er in dem vorliegenden Bändchen für Mütter, und entwickelt in einem einfachen Style alle die mannichfachen, süßen und schweren Pflichten, die Freuden und Schmerzen derselben. Es wäre zu wünschen daß gewisse Ida's, die lieber am Schreibtische sitzen, als an der Wiege, von dieser Namensschwester jene Prosa kennen lernten, welche die wahre Poesie des weiblichen Lebens enthält.

Das heilige Abendmahl. Ein Angebinde für die Jugend, von J. H. von Wessenberg. Mit Titelkupfer. St. Gallen, 1846.

Diese zweite Auflage zeugt von der beifälligen Aufnahme, welcher sich dieses kleine Jugendschriftchen für katholische Kinder bereits erfreut hat.

Chirurgischer Almanach für die Jahre 1844 und 1845. Von Fr. Ernst Baumgarten. Osterode und Goslar, 1845.

Dieser siebente und achte Jahrgang ist mit dem gewöhnlichen Eifer und Fleiße zusammengetragen und giebt von der wissenschaftlichen Thätigkeit des Herausgebers einen neuen Beweis. 38.

D r e s d e n .

Das Dresdner Theaterpublikum.

Nachdem in diesen Blättern die Verhältnisse der Dresdner Hofbühne zeither so gründlich und erschöpfend behandelt worden sind, dürfte es auch einmal am Orte sein, auf die Welt vor der Gardine einen kritischen Blick zu werfen, da durch die Eigenschaften dieser das Wirken hinter der Gardine großentheils bedingt ist.

Es wäre gewagt, den Geschmack eines Publikums allein nach dessen Theilnahme für die ein-

zelnen Darstellungen bestimmen zu wollen, da ja die Bestandtheile desselben an jedem Abend wechseln und so oft dasselbe Stück heute eine wärmere, morgen eine kühlere Aufnahme findet. Allein trotz dem und obschon das Dresdner Publikum in der Regel sehr mäßig im Spenden von Lob und Tadel ist, lassen sich die Richtungen von dessen Geschmack im Allgemeinen, besonders nach der mehr oder weniger gefüllten Kasse, einigermaßen bezeichnen, und es gilt hier die Bemerkung, daß Dresden entschieden dem Zeitgeschmack huldigt und hierin weder über, noch unter den meisten anderen Städten stehen dürfte. Die Oper in allen ihren

Schattirungen, und die Posse, die recht plumpe Posse, zieht besonders das allgemeine Publikum an, während das französische Drama und Lustspiel die meisten Gebildeten, besonders die haute volée, das deutsche und englische Schauspiel dagegen, besonders das klassische Trauerspiel, nur ein kleines Häuflein vor sich versammelt. Die allerneuesten deutschen Tendenzstücke machen jedoch hiervon eine Ausnahme.

Das beste Bild vom Wesen des Theaterpublikums glauben wir dadurch hinzustellen, daß wir die einzelnen Sitzreihen desselben durchmustern.

Die Besucher des Parquets oder Cercles nehmen, wie überhaupt diejenigen aller theueren Plätze, an den Vorstellungen einen ziemlich ruhigen Antheil, obgleich die Anzahl der Männer auf diesem Plage der der Frauen ziemlich die Waage hält. Ob nun diese ruhige Temperatur von den vielen älteren Herren oder von den eben so zahlreichen jüngeren Herrchen, welche aus mannichfachen „Rücksichten“ ihr Urtheil an sich zu halten scheinen, ausgehet, mögen wir nicht entscheiden. Trotz dem bricht zuweilen in den Reihen von „Haltung“ ein stürmischer Beifall aus, wenn diese oder jene schöne Künstlerin in einer reizenden Situation erscheint oder mit voller Brauour austritt. Die Künstler scheinen ihre Freunde hier weniger zu haben, das Kunstwerk selbst aber die seinigen gar nicht.

Das Parquetpublikum scheint sich übrigens vor dem übrigen zweier altverährter Privilegien zu erfreuen. Ein Theil desselben nämlich pflegt systematisch erst während des Beginns der Vorstellung zu erscheinen und, mit Gerassel und Geclapper seine Sitze einnehmend, die Aufmerksamkeit des Parterres auf sich zu leiten, gleichsam um demselben zu sagen: „Seht, wir sind noch einmal so gewichtig, als Ihr, denn wir zahlen doppeltes Entrée!“ Ein anderer gewisser Theil des Cercles hat dagegen das Recht oder, wir glauben, die Verpflichtung, unter gewissen Umständen die Ouverture stehenden Fußes anhören zu müssen, erinnert aber leider dabei stets an die riesigen Säulen des alten großen Opernhauses, an welchen sich die Tonmassen so zerstoßen, daß die dahinter Sitzenden eine nur höchst homöopathische Dosis Musik zu genießen bekommen.

Das Parterre umschließt eigentlich in seinem Publikum die für die Bühne bedeutendste Macht, indem von seinem Beifall und seinem Mißfallen Dichter wie Mime ihr Schicksal zu erwarten haben. Das Dresdner Parterrepublikum ist aber ein so bedeutender Factor keinesweges, indem sein Hauptcharakter ein etwas philiströser Indifferentismus ist, indem es nur wenige Tage giebt, wo sich in ästhetischer Hinsicht ein höherer Wärme grad wahrnehmen läßt. Müssen wir nun wohl zugeben, daß die Gleichgültigkeit für geistige Interessen überhaupt zeither ein besonders hervorstechender Zug der Dresdner gewesen ist, so wollen wir doch nicht leugnen, daß dieselbe in neuerer Zeit auch im Theater der Bewegung, welche in politischer wie kirchlicher Hinsicht auch die Dresdner etwas aufgerüttelt, Platz gemacht hätte, wenn nicht gewisse äußere Momente hinderlich im Wege ständen.

Hierher gehört besonders der Umstand, daß das Dresdner Theater ganz vorzüglich vom Hofe abhängt, und daß daher ein Theil des Publikums sich einer an sich löblichen Etikette unterwirft. Allein lächerlich ist es, daß man, mag der Hof einer Vorstellung bewohnen oder nicht, nie wagt, sein Mißfallen über ein entschieden schlechtes Werk, über eine ganz jämmerliche Leistung deutlich und vernehmlich auszudrücken, ja oft kaum wagt, durch ein gelindes Wischen eine gerechte Opposition gegen unverschämte Claqueurs zu bilden.

Freilich wird der Muth zu lautem, gerechten Tadel durch die in diesen Blättern oft gerügte Hartnäckigkeit der Direction gelähmt, welche eine durchgefallene Neuigkeit trotz dem wieder und immer wieder bringt, und oft Künstler engagirt, deren Unfähigkeit beim Debüt selbst das ruhige Parterre gerügt hatte.

Andererseits wird Mancher im Parterre in der Aeußerung seines Urtheils durch die dräuenden Polizeianstalten daselbst schüchtern gemacht. Denn die Miesnarne der zwei aufgestellten Schildwachen sind schon gewaltig in Bewegung, wenn man sich in den Zwischenacten durch Bedeckung seines Hauptes vor dem herrschenden Zugwind schützen will. „Wie werden die Gestrengen erst zugreifen,“ denkt da so Mancher, „wenn Du ohne

eingeholte Erlaubniß den Mund zum Loben oder Tadeln öffnest!"

Wenn das Parterre einmal aus seiner Ruhe herausgeht, so wird man in der Regel doch nur finden, daß der Beifall einem anerkannten Künstler, einem schlagenden Witze oder einer effectvollen Sentenz gilt; das dargestellte Werk selbst aber, das Ganze der Leistungen der Aufführenden, und in der Oper Chor und Orchester, finden nur selten allgemeine Anerkennung, stets aber muß dann ein beherzter Mann in der Beifallsäußerung allein vorangehen, ehe die zähe Menge folgt.

Doch hat das Parterre, wie schon erwähnt, auch seine besseren Tage, indem besonders bei Aufführung gediegener Werke, welche auf der Höhe ästhetischer Reife stehen, das Parterre allein unter allen übrigen Plätzen mit einem lebendigen Häuflein leidlich besetzt ist. — Uebrigens gilt Alles hier Gesagte ganz besonders von den Theaterbesuchern während des Winters, indem der Sommer mit den vielen Fremden auch in das Theater ein anderes Leben bringt. — Rühmen aber muß man noch von diesem Plage, daß bei aller Leihargie eine solche ungetheilte Aufmerksamkeit und anständige Rücksichtnahme unter seinem Publikum herrscht, daß man ungestört die Vorstellung verfolgen kann, ein Vergnügen, welches man nicht auf allen anderen Plätzen genießt.

Die Parterrelogen enthalten ein harmloses Publikum, welches meistens aus Damen in einfacher Toilette besteht, welche sich still und bescheiden in das Dunkel bergen, das auf jenen Plätzen herrscht.

Dagegen entfaltet sich im ersten Rang und dem Amphitheater eine reiche und glänzende Damentoilette, welche selbst in der strengeren Jahreszeit oft so ballmäßig leicht und kühl ist, daß die reizenden Nacken und Arme dort in einem seltsamen Contraste mit denen der in Mäntel und Muffe verhüllten Frauen der niederen Regionen erscheinen. Jene Schönen scheinen daher dieselbe Ansicht vom Theater zu haben, welche einst der Dichter Ovid von seinen vornehmen Landsmänninnen verrieth, wenn er sagte, sie kämen in's Theater:

„um zu schauen und um sich selbst beschauen zu lassen.“

Diese Meinung bestätigt noch die auf jenen Plätzen herrschende Sitte, sich während der Vorstellung, besonders der Oper, einer freien und lauten Unterhaltung mit seinen Umgebungen hinzugeben, welche, weil sie sich oft vernehmlicher macht, als das auf der Bühne Verhandelte, die Aufmerksamkeit des Parterres, wie es den Anschein hat, nicht ohne Absicht, auf sich lenkt. Diese Aufmerksamkeit des zahmen Parterres steigert sich jedoch höchst selten zu einem lauten Unwillen, zumal einzelne Ordnungsrufe Solcher, die im Anhören der Vorstellung nicht gestört sein wollen, spurlos verhallen und von Oben herab nur mit einem Lächeln beantwortet und durch fortgesetztes Gespräch gewürdigt werden. Die beiden schon erwähnten Gardisten scheinen aber nur über das haarhäufige Parterre gesetzt zu sein, Ordnungswidrigkeiten und Ruhestörungen auf anderen Plätzen dagegen nicht zu bewachen zu haben.

Diese eigenthümliche Sitte scheint übrigens im historischen Rechte wohl begründet zu sein, indem dieselbe schon einem Reisenden aus dem Jahre 1795 (Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutschlands, von Anselmus Rabiosus dem Jüngeren) aufgefallen, welcher sich, freilich etwas stark, darüber folgendermaßen äußert:

„In den Logen des hohen Adels ist es Sitte, laut zu sprechen und die Zuschauer zu stören. Dem Dresdner Publikum fällt diese Unart gar nicht mehr auf, und wenn es den Herren mit Cometen am Noth einmal einfallen sollte, nach venetianischer Sitte den Plebejern auf den Kopf zu speien, so zweifle ich, ob Jemand sich dawider auflehnen würde. Jeder, der nicht zu den beiden privilegirten Kasten des Adels und des Militärs gehört, scheint hier bloß geduldet zu sein.“

Uebrigens sind diese Plätze besonders besucht in der nicht-deutschen Oper, der Posse und dem französischen Drama und Lustspiel. Dabei scheint das Horazische „nil admirari“ daselbst eine sehr beliebte Maxime zu sein, indem sich Beifall dort nie offenbart und Gefühl und Urtheil sich hinter ein wohlständiges Stillschweigen zurückziehen scheinen.

Der zweite Rang bietet in seinen Besuchern nichts Charakteristisches dar. Man findet dort

ein andächtiges, anständiges und anspruchsloses Publikum.

Dasselbe läßt sich von der Galerie dritten Ranges behaupten.

Dagegen geht es in den Logen daselbst gewöhnlich sehr unruhig zu. Man hat sich während der Vorstellung, wie es scheint, entsetzlich viel zu erzählen, entwickelt Butterbremen und giebt sich so doppeitem und dreifachem Genuße auf einmal hin.

Der vierte Rang — anderwärts der Topf genannt — zeigt hier nicht das eigenthümliche Leben, wie in den Theatern der meisten anderen Städte, wo er bekanntlich eine mächtige sociale wie ästhetische Dypposition gegen das Parterre bildet. Er erscheint hier so still und schüchtern wie das Letztere.

Aus dem Allen geht nun wohl so viel hervor, daß das Theaterpublikum Dresdens gewiß nicht höher steht, als gegenwärtig die Bühne vor

demselben, ein Umstand, welcher eher das Sinken der Letzteren befürchten läßt, als besondere Hoffnung zu deren größerer Entwicklung gewährt.

A. S.

Königl. Hoftheater.

Repertoire.

Mai 12. Ein deutscher Krieger. — 13. Robert der Teufel. Oper. Isabelle — Fräulein Luczel, kön. preuß. Kammerlängerin, als Gast. — 14. Der artesische Brunnen. — 15. Robert der Teufel. Oper. Isabelle — Fräulein Luczel, als Gast. — 16. Rätchen von Heilbronn. Rätchen — Dem. Kerner, vom großherzoglichen Hoftheater in Schwerin, als Gast. — 17. Figaro's Hochzeit. Oper. Susanne — Fräulein Luczel, als Gast.

Deuilleton.

Der berühmte Sprachforscher Jakob Grimm sagt in der Vorrede zum ersten Theil seiner deutschen Grammatik: „Luther's Sprache muß ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber für Kern und Grundlage der neu hochdeutschen Sprachniedersehung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks, abgewichen ist. Man darf das Neuhochdeutsche in der That als protestantischen Dialect bezeichnen, dessen freiheitathemende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte. Was den Geist und Leib unserer Sprache genährt, verjüngt, was endlose Blüthen neuer Poesie getrieben hat, verdanken wir Keinem mehr als Luther.“

Titel alter geistlicher Bücher. Geistliche Schwefelhölzchen des göttlichen Feuers; geistliche Seelenapotheke; geistliche Such verloren; die hauende Art des göttlichen Zorns; die geistliche Spinnerin an der

geistlichen Kunkel; das andächtige Häschen in geistlicher Sauce; die gottgeheiligten Nachtigallenschläge der christlichen Philomele; die geistlichen Liebeskarten mit vier Matador (Ignatius, Franziscus, Benedictus und Augustin), und mit vier Aß (Luther, Zwingli, Calvin und Voltaire) u. s. w. — Wer muß nicht lächeln über all diesen geistlichen Unsinn? —

Ordonnanzmäßig. Offizier der Runde: „Nichts Neues?“ — Schildwache vom Bürgercorps: „Nein, Herr Hauptmann! Wissen Sie nichts?“ —

Der erste Grand von Spanien, Torlonia, einer der bedeutendsten Finanziers unserer Zeit, der im Besitz eines Vermögens von 40 Mill. römischen Thalern ist, war noch im Jahre 1792 Eckensteher, domestico di piazza, in Rom. Ehrlichkeit und Dienstwilligkeit erwarben ihm besonders bei den dort lebenden Fremden Vertrauen. Glückliche Umstände, die er mit speculativem Eifer geschickt zu benutzen wußte, machten ihn nach

und nach zum reichen Manne. Fürstliche Personen, denen er große Summen lich, überhäuften ihn mit Ehrenstellen und Titeln, und als er für baares Geld die Herrschaft der Familie Descalchi Bracciano ankaufte, wurde er zum Herzog von Bracciano ernannt.

Im Tarnower Rathhause werden Hundeschlingen aus Draht aufbewahrt, womit die Deutschen, wie es heißt, erdroffelt werden sollten; ja sogar ein Scharfrichter aus Krakau soll zu dem beschlossenen Blutbade gebunden worden sein, der anticipando 20 Krz. G.-M. für jeden abzuschlagenden „Schwabenkopf“ erhalten sollte. — Wohl etwas übertrieben! —

Die Hose ist eine Erfindung der weichlichen Meder, welche Mode später die Perser und Parther und noch später die Türken nachahmten. Sie war weit und bauschig, reichte bis an die Knöchel herab, wo sie entweder festgebunden, oder in die Stiefel hineingesteckt wurden. Die Griechen lachten über diese häßliche Verunstaltung des menschlichen Körpers, und man sagte, die Perser seien mit Säcken angethan. Die Orientalen trugen Beinkleider von feinem, gestreiftem Messeltuch. Die griechischen Dichter ließen in ihren Schauspielen Sklavenhändler und Dirnenwirth in dieser Tracht auftreten, und zwar, weil sie zur verächtlichsten Klasse des Volkes gehörten. Nach und nach fand jedoch diese Tracht weitem Fortgang, zumal da man einsehen lernte, daß sie gegen Hitze und Kälte wesentlichen Schutz verlieh, und so gingen die Hosen unter dem Wechsel der Mode bis auf unsere Zeiten über.

Ein Kritiker muß ein Mann sein, dessen männliche Gesinnung sich auf jeder Zeile oder in jedem Blutstropfen seines Herzens offenbart: sein Ausspruch muß nach der allein wahren Kunstidee geregelt sein; diese giebt ihm den Maßstab an, ob eine künstlerische Erscheinung ihm nur an den Knöchel, oder bis an die Brust hinaufreicht.

In Rom erzählt man sich folgenden listigen Streich eines dortigen wohlbekannten Bilderhändlers, durch welchen er alle Schmierereien seines Ladens im Verlaufe einer halben Stunde an den Mann brachte. Es befand sich eben ein englischer Lord bei ihm, als ein reichgeladener Bedienter erschien und ihm ein mit großem Siegel verschlossenes Schreiben übergab. Der Bilderhändler erbrach und las es und sagte zu dem harrenden Diener: „Es thut mir sehr leid, aber ich habe bis jetzt noch keine Zeit gehabt, die Gemälde Eures Herrn zu prüfen.“ Diese Worte und die zögernde Miene des Dieners erregten die Neugierde des Engländers; der Bilderhändler erklärte ihm, es handle sich um den Ankauf einer gräflichen Bildergalerie, deren Besitzer in Geldverlegenheit sei, und er sollte als Kunstkenner die

Gemälde abschätzen. Nach dem Kataloge bestand die Sammlung aus lauter Caracci's, Guido's und andern berühmten Meistern. Die Gemälde waren allerdings mit Schmutz und Staub bedeckt, wie das häufig bei alten Meisterwerken vorkommen mag. Der reiche Engländer war nun ganz erpicht, diese in seinen Augen so unschätzbaren Werke anzukaufen; der Kunsthändler, anscheinend bemüht, ihn von dem Ankaufe zurückzuhalten, machte ihn noch hitziger darauf, und er zahlte sogleich 1000 Louisd'ors und empfing dafür eine Sammlung Gemälde, welche nicht einmal der Reinigung werth waren.

Ein bei Koch in Magdeburg herausgegebenes Fastnachtspiel führt den kuriosen Titel: „Krebse und derartiges Ungeziefer“. Der Verfasser nennt sich Th. Schernberk.

Der bekannte Tenorist Moriani ist in Madrid zum Ritter des Ordens Isabellens der Katholischen ernannt worden — vielleicht um ihn über den Verlust seiner Stimme zu trösten.

Bei einem Aufstande in der Stadt *** rückte ein Regiment mit Kanonen ein. Der General ermahnte die Ruhestörer, auseinander zu gehen; vergebens; das Getümmel wurde noch ärger; da rückten die Truppen vor, schlugen an, die Linien öffneten sich, und sechs große — Wassersprizen ergossen sich über den tollsten Haufen, der derb durchnäßt auseinander lief, aus Furcht, tüchtig ausgelacht zu werden. — Dieser General giebt ein Beispiel, daß es weit klüger und menschlicher ist, bloß zu wässern, statt zu feuern.

Als der berühmte Dumoulin auf seinem Sterbebette lag, umgeben von Aerzten, sagte er noch die Worte: „Meine Herren! ich hinterlasse drei große Aerzte“ — Alle horchten, Jeder glaubte seinen Namen nennen zu hören — „diese heißen: Diät, Wasser und Bewegung.“

Die indischen Gesetze verbieten den Frauen ohne Schleier zu lachen, und ist der Mann abwesend, so ist es ihnen ganz untersagt.

Weibliche List. Der Bildhauer Poudon war dem Revolutionstribunal zu Paris verdächtig geworden, weil er noch kein „patriotisches“ Kunstwerk geliefert hatte. Robespierre ließ ihn verhaften. Die Frau des Künstlers eilte sogleich zu diesem Blutmenschen und versicherte ihm, daß ihr Mann eine Statue der Philosophie gefertigt habe, die in seinem Atelier sich befinde; sie wäre es ja, welche die Revolution in's Leben gerufen habe und mithin neben der Statue der Freiheit im Tempel des Gesetzes ihren Platz erhalten müsse;

kommt und überzeugt euch selbst. Man eilte hin und nahm die Statue — eine Heilige, die für ein Kloster bestellt war — für das, wofür sie die listige Frau ausgegeben hatte, an, und ihr Mann erhielt als guter Patriot seine Freiheit wieder.

Der Neger Babal sagte einst: Die Weißen sind doch rechte Narren; erst räumen sie ihren Weibern Alles ein, und nachher klagen sie, wenn sie ihnen die Köpfe warm machen. — Ob er wohl recht hatte?

Ein Schriftsteller verglich die Ehe mit den Mönchsorden; Anfangs tritt der Ehemann in den Benedictinerorden, dann in den Predigerorden, einige gerathen sogar in den Karthäuser- und am Ende in den Barfüßerorden.

Milton wurde einst von einigen Damen getadelt, daß er seine Töchter keine fremden Sprachen lernen lasse. „D, eine Sprache ist schon genug für Weiberzungen!“ war seine Antwort.

In Cumberland lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine Miß Forester, die 165 Jahre zählte; sie hatte fünf Töchter, von denen die älteste 113, die jüngste 99 Jahre alt war.

Im Vulkanstempel auf dem Aetna gab es einst Hunde, die den Guten schmeichelten und sie liebten, den Heuchlern und Schurken aber nach den Beinen fuhren. Schade, daß die Race ausgestorben ist.

Unterschied der Plätze auf Eisenbahnen. In der ersten Wagenklasse sind die Passagiere grob gegen den Conducateur; in der zweiten Klasse sind die Passagiere grob gegen einander, und in der dritten Klasse ist der Conducateur gegen die Passagiere grob.

Aus Christiania wird berichtet, daß die Kaufstadt Levanger im nördlichen Drontheimer Amte bis auf einige Häuser ein Raub der Flammen geworden sei. Unter den 110 abgebrannten Gebäuden sind auch alle am Wasser gelegenen Pächthäuser von dem furchtbaren Elemente verzehrt worden.

Die Domsteinmehnen zu Köln, welche unter dem Namen Meister-Gerhard-Berein eine Innung bilden, haben dem König von Preußen das Diplom ihrer Innung zugesendet; es soll ein wahres Kunstblatt in mittelalterlichem Style sein, von dem Maler Levi-

Elkan reich mit Miniaturen und Arabesken auf Pergament gemalt.

Die Bejars'sche Kunstreitergesellschaft hat auf der Eisenbahn von Berlin nach Leipzig für Personen, Pferde und Gepäck nicht weniger als 600 Thaler zahlen müssen. Durch Verständigung der Gesellschaft mit der Eisenbahndirection war ihnen ohnedem noch ein Erlass geworden, ohne den der Reisekostenbetrag noch 200 mehr gekostet haben würde.

Eine höchst wichtige Umgestaltung der Strafgesetze hat der Kaiser von Rußland neulich in's Leben gerufen: statt der Knutenhiebe sollen nämlich nun Peitschenhiebe verabreicht werden.

Ein Wort Friedrich Wilhelm's III. Jeder Staatsdiener hat doppelte Pflicht: gegen den Landesherrn und gegen das Land. Kann mal vorkommen, daß die nicht vereinbar sind; dann ist aber die Pflicht gegen das Land die erste.

Sittensprüche der alten Javaner. Es giebt drei Dinge, welche den Charakter verderben, und diese sind drei Gifte; das erste ist: sich unehrlich gegen sein eigenes Gesinde zu benehmen, oder sich selbst zu erniedrigen; das zweite: sich ein Vergnügen zu machen durch die Verursachung von Widerwärtigkeiten und Unglücksfällen Anderer; das dritte: ein Scheinheiliger zu sein und den Charakter eines frommen Mannes anzunehmen.

Wie der Mond und die Sterne bei Nacht leuchten, und die Sonne bei Tage ihr Licht verbreitet, so auch müssen die Gespräche des verständigen Mannes (bei Gebildeten und Ungebildeten) Licht verbreiten.

Die „deutsche Damenzeitung“ berichtet von einer alten Spittelfrau in Leipzig, deren Gesicht so faltenreich sein soll, daß sie mehrmals als Modell bei reichen Familien gefressen haben soll, wenn Vorhänge aufgesteckt wurden.

Timon, ein griechischer Sonderling, trat einmal unerwartet in die Volksversammlung zu Athen und rief: Athenienser, Viele haben sich schon an meinem Feigenbaum aufgehängt; ich muß ihn umhauen; wer sich von euch also hängen will, der eile, ehe es zu spät ist!

25.